Feb. 2014

66 unique

interkulturelles Studentenmagazin für Jena, Weimar & Erfurt

Unerhört

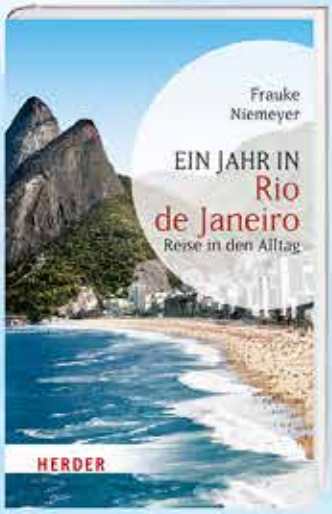
Gehörlos — **Marginalisierung und Selbstbehauptung**

Tod im Netz — **Trauerkultur im digitalen Zeitalter**

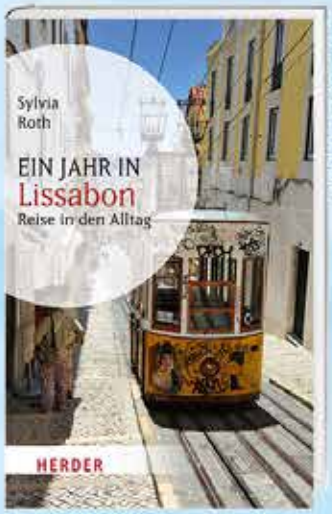
Literatur — **Clemens Meyer im Gespräch**

Ein Jahr woanders leben...

Junge Autorinnen erkunden die Hotspots des Fernwehs in einer außergewöhnlichen Reisereihe. „Ein Jahr in..." führt mitten hinein in den Alltag spannender Länder und erzählt wunderbar unterhaltsam von dem Abenteuer, seinen Traum zu verwirklichen.



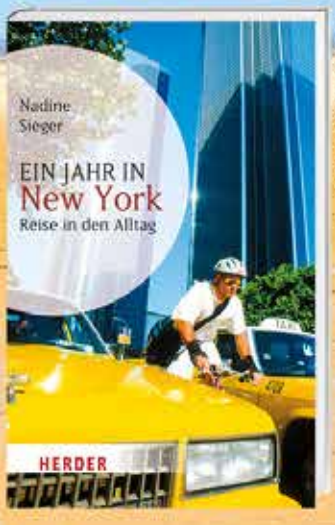
ISBN 978-3-451-06642-9



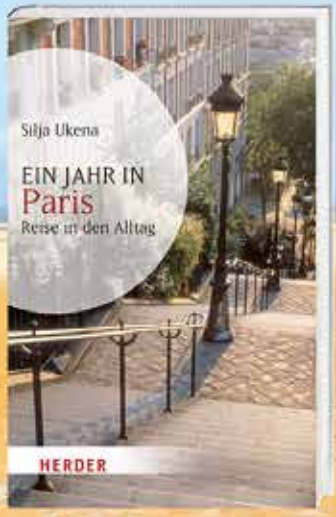
ISBN 978-3-451-06463-8

ISBN 978-3-451-06236-0

ISBN 978-3-451-05741-0



ISBN 978-3-451-05946-0



ISBN 978-3-451-05742-7

Alle Bände:
12,0 x 19,0 cm
Flexcover
€ 12,99

Anzeige

HERDER
Lesen ist Leben

www.herder.de

Editorial

Bei der Trauerfeier für den verstorbenen Nelson Mandela im letzten Dezember sorgte Thamsanqa Jantjie für Verwunderung und Unmut: Der offizielle Gebärdendolmetscher der Veranstaltung gestikulierte stundenlang völlig unverständlich. Breit diskutiert wurde seine kriminelle Vergangenheit – in dem Trubel gingen dabei die empörten Äußerungen internationaler Gehörlosenverbände unter.

Denn die Gebärdensprache ist keineswegs „nur“ ein Hilfsmittel, sondern eine eigene Sprache, die seit 2006 von der UNO als solche auch anerkannt wird – zumindest auf dem Papier. Dennoch sehen Vertreter der sogenannten *Deafhood*-Bewegung ihre Sprache nicht nur von einer Dominanz der hörenden Kultur bedroht, sondern auch vom Cochlea-Implantat, das Gehörlose wieder (teilweise) hören lässt und die Gebärdensprache „obsolet“ werden ließe: Eine Debatte, die auch heikle medizinethische Fragen aufwirft, und die wir in unserem Leitartikel auf Seite 15 zum Thema machen. Die Gebärdendolmetscherin Jana Hayn spricht im Interview mit uns über ihre praktischen Erfahrungen mit der Gebärdensprache im höheren Bildungswesen (Seite 17).

Auch der griechische Schriftsteller Petros Markaris ist ein Dolmetscher zwischen zwei Sprachen: Er verfasst nicht nur erfolgreiche Kriminalromane, sondern hat auch Goethe und Brecht ins Griechische übertragen. Im Interview auf Seite 30 spricht der gebürtige Istanbuler und Preisträger der Goethe-Medaille 2013 über seine besondere Beziehung zum Faust – einen Ausschnitt aus seiner Übersetzung findet ihr in unserer Rubrik zum fremden Gedicht (Seite 28).

In Lettland, dem nunmehr 18. Europäischen Staat, in dem der „Eiro“ eingeführt wurde (Seite 6), tobt hingegen seit der Unabhängigkeit 1991 eine heftige Geschichtskontroverse um die Rolle lettischer Soldaten während des Zweiten Weltkriegs. Ab Seite 18 werden ihre Grundzüge dargestellt: Geführt wird die Debatte von Gruppen, die einander nicht zuhören wollen.

Genau dieses Zuhören ist die zentrale Aufgabe, die eine Telefonseelsorge zu erfüllen hat. Die in Berlin ansässige MuTeS (Muslimische TelefonSeelsorge) hat seit 2009 ein offenes Ohr für die Menschen, die sich mit ihren Alltagsproblemen an sie wenden. Sie ist zwar weniger bekannt als dieselben Organisationen christlicher Prägung, erreicht aber mittlerweile Hilfebedürftige auch über die Glaubensgrenzen hinweg (Seite 5).

Die 66. Ausgabe der *unique* lädt natürlich auch im neuen Jahr nicht unbedingt zum Hören, sondern primär zum Lesen ein. Unseren Lesern, die bei unserer Umfrage mit ihren Anmerkungen, ihrer Kritik und ihren Vorschlägen einen neuen Input für 2014 gegeben haben, gilt ein besonderer Dank. Den Gewinner der Verlosung findet ihr in *übrique* auf Seite 34.

Eure Redaktion

I N H A L T

EinBlick

E*i*ro in Lettland
Euroskepsis und Lats-Nostalgie im Baltikum 6

Keine organisierte Pauschalreise
BWL-Studenten der EAH Jena reisen zur Summer School nach Namibia 8

A salam u-aleikum…
Die Muslimische TelefonSeelsorge – ein offenes Ohr für (Nicht-)Muslime 9

Maulkorb für die Wissenschaft
Von der Unmöglichkeit, Slawistik in Griechenland zu betreiben 10

***Fotoessay:* Lampedusa in Hamburg**
Bilder der Bleiberecht-Aktivisten im Kirchenasyl 12

WeitBlick

„Einige haben noch die Vorstellung, dass das Panzerschlachten sind“
Ein neues Internetprojekt stellt vergessene Konflikte vor 13

“Are we a mistake?”
Deaf Culture – Gehörlosigkeit als Eigenkultur statt nur als Behinderung 15

Eine Gebärdensprachdolmetscherin im Interview
Über die Herausforderungen für Gehörlose im deutschen Bildungswesen 17

***memorique:* Krieg der Erinnerung**
Lettische Soldaten im II. Weltkrieg als Streitobjekte der Geschichte 18

Das „volle Boot“ revisited?
Ein kritischer Blick auf die Nachrichtenberichterstattung zum Thema Asyl 20

Freiheit, Brot und Würde?
Ägypten fast drei Jahre nach der Revolution – Ein Rückblick 21

LebensArt

***Rezension*: Die Hand als Projektionskammer**
Ein Daumenkino-Künstler wandert durch Deutschland 23

***klassiquer:* Kleine Figuren, großer Künstler**
Zum 90. Geburtstag des Marsupilami-Erfinders André Franquin 25

Unsterbliche Profile
Eine neue Trauerkultur im digitalen Zeitalter 26

Goethes „Faust“ auf Griechisch
Ein helenischer Krimi-Autor übersetzt Goethe 28

„Ich hasste den Faust!“
Autor und Übersetzer Petros Markaris im Gespräch 30

***Kolumne*: Tabu**
Prof. Dr. Thomas Honegger über f*** und „dates“ 31

„Ich diene nur mir selbst und der Literatur“
Clemens Meyer über das Leben in Leipzig und lästige Konkurrenz 32

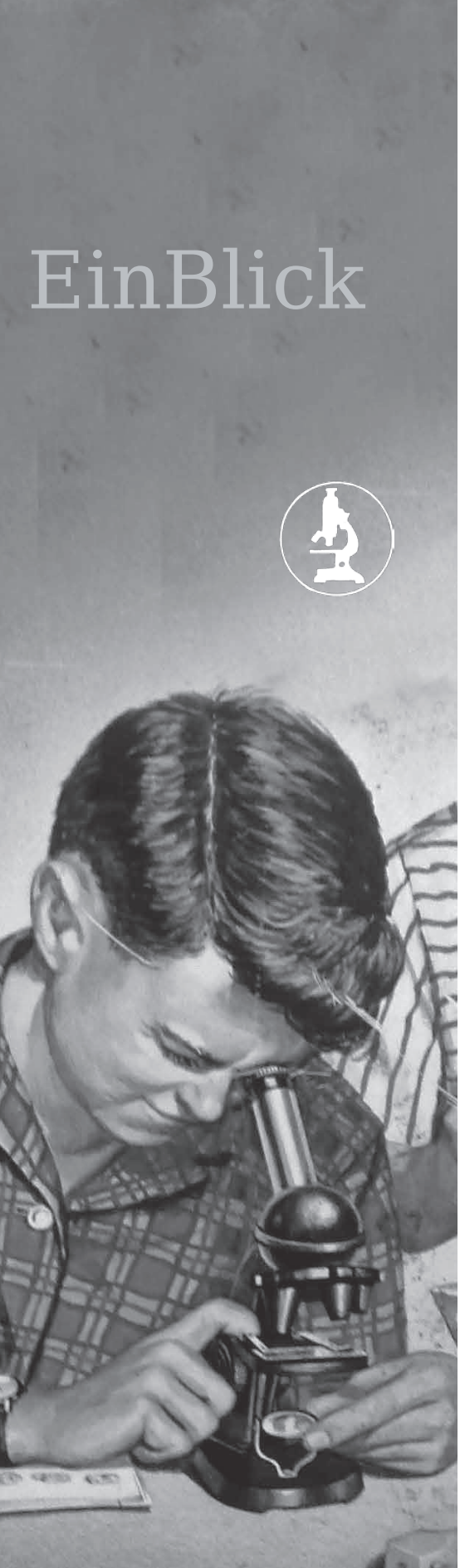
übrique
Grüße aus Nottingham | Impressum | Bildnachweis 34

WortArt

Die lange Nacht der aufgeschobenen Hausarbeiten

Donnerstag 6. März | ab 18 Uhr
Campus | Carl-Zeiss-Str. 3 (HS 6,7,8,9; SR 114)

Veranstalter: Schreibzentrum, Zentrale Studienberatung, Studentenwerk Thüringen



E*i*ro in Lettland

Trotz Krise ist das baltische Land Anfang des Jahres als nunmehr 18. Staat der Eurozone beigetreten. In der Bevölkerung macht sich Skepsis breit – und Lats-Nostalgie.

von Ilze Polakova

In meinem Portemonnaie befinden sich zwei Währungen – lettische Lats vermischen sich mit Euro-Münzen. Als ich zum Jahresende meine Heimat besucht habe, habe ich zum letzten Mal mit Lats bezahlt. Seit dem 1. Januar 2014 gibt es auch in Lettland den „Eiro“ – der Doppellaut ‚eu’ ist im lettischem historisch zu einem ‚ei’ gewandelt. So wird in Lettland von ‚Eiropa’ und ‚Eiro’ gesprochen. Nachdem ich mich lange mit den politischen und wirtschaftlichen Vorgängen beschäftigt habe, die zum Beitritt in die Eurozone führten, wollte ich nun herausfinden, wie die Bevölkerung eigentlich zu der neuen Währung steht.

Politisch muss Lettlands Entscheidung, der Euro-Zone beizutreten, als ein weiterer Integrationsschritt in der Europäischen Union betrachtet werden: Als Lettland im Jahr 2004 der EU beitrat, war auch die Etablierung des Euro Teil des Integrationsplans. 1991, als Lettland seine Unabhängigkeit wiedergewann, brach die bisherige Wirtschaft zusammen. Große Industrie-Unternehmen wurden aufgelöst, zerschlagen und privatisiert. Auch der sowjetische Markt wurde der lettischen Wirtschaft nun verschlossen. Das baltische Land musste sich neu orientieren, das bisherige Leben in allen Bereichen neu organisiert werden. Der Traum vom sicheren Schutzhafen für die politische und wirtschaftliche Zukunft ging 2004 in Erfüllung: Die so genannten baltischen Tiger Lettland, Estland und Litauen wurden zu vollwertigen Mitgliedern der NATO und der EU. Doch Lettland erwarteten noch Jahre harter Arbeit, um sich dem europäischen Lebensstandard anzunähern.

Ursprünglich hatte Lettland bereits 2008 der Eurozone beitreten wollen, doch aufgrund der wirtschaftlichen Schieflage, verstärkt durch die Finanzkrise 2007, konnte es die Kriterien zunächst nicht erfüllen. Aufgrund der schweren Situation war das Land sogar auf finanzielle Hilfe der Europäischen Kommission und des Internationalen Währungsfonds angewiesen.

„Eiro Nē!“

Erst am 9. Juli 2013 wurde das Land zum 18. Mitglied der Eurozone. Der lettische Finanzminister Andris Vilks betrachtet die Euro-Einführung als wichtigen Schritt seines Landes in Richtung Integration innerhalb Europas. Lettlands Präsident Andris Bērziņš ist überzeugt, dass die Eurozone vor allem die Exportmöglichkeiten steigern und somit die Wirtschaft weiter entwickeln wird.

Doch nicht alle in Lettland begrüßen die Euro-Einführung; die Unterstützung in der Bevölkerung ist nicht besonders groß. Die verbreitete Euro-Skepsis hat mehrere Gründe. Die Entscheidung für den Euro wurde seitens der Politik gefällt; die Bevölkerung wurde nicht ausreichend informiert, ihre Meinung nicht erfragt. Auch die Berichte über die Euro-Instabilität und die Krise in Griechenland vermehrten die Anzahl der Skeptiker. Eine Gruppe der Euro-Gegner, „Eiro Nē!“ versuchte noch im November 2013, im lettischen Parlament Berufung gegen die Währungsumstellung einzulegen. Diese blieb jedoch erfolglos.

Laut Statistik sollen unter den Euro-Befürwortern vor allem Jugendliche, Menschen mit guter Ausbildung, Familien mit gutem Einkommen (um 500 Euro pro Person) und Unternehmer sein. Die Euro-Gegner rekrutieren sich demnach aus den Gesellschaftsschichten mit nied-

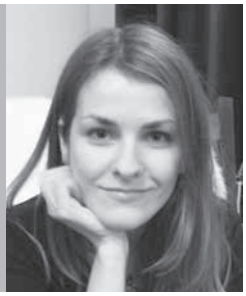
rigeren Einkommen (bis 200 Euro pro Person), geringer Bildung, Menschen im Alter über 65 sowie Einwohner der südöstlichen Region Lettlands, Latgale. Latgale grenzt an Russland und Weißrussland, hat den höchsten Anteil von russischsprachigen Einwohnern (um 38 Prozent) und gilt seit 1991 als wirtschaftlich schwächste Region in Lettland.

Verschiedene Statistiken liefern unterschiedliche Angaben über die Anzahl der Euro-Befürworter und -Gegner. Um mir ein eigenes Bild zu verschaffen, mache ich auf den Weg in der Rigaer Altstadt. Dort unterhalte ich mich mit einigen Menschen über ihre Meinung zum Thema Währungsumstellung. Die 25-jährige Verkäuferin Zane findet es schade, dass der Euro eingeführt wird. Die Lati findet sie ästhetischer und ihre Größe praktischer. Taņa, eine Frau Mitte 50, die außerhalb Rigas lebt, sieht die Euro-Einführung in Lettland pragmatisch – jetzt werde das Reisen einfacher, weil man die Währung nicht mehr wechseln muss. Ein Mitarbeiter des Rigaer Flughafens, Ainārs, hat keine Antwort auf meine Frage. Für den 34-jährigen ist es nicht von Belang, da es für die Bevölkerung nicht möglich sei, Einfluss auf die Euro-Einführung zu nehmen. Er berichtet mir stattdessen stolz von seiner 1-Lat-Jubiläumsmünzen-Kollektion. Sonderanfertigungen der silbrig metallischen 1-Lats-Geldstücke wurden zu wichtigen Jubiläen Lettlands mit besonderen Symbolen auf der Rückseite geprägt. Diese wurden oft von der Bevölkerung gesammelt und untereinander getauscht. Ainārs hat bereits 22 der insgesamt 24 verschiedenen Lat-Münzen gesammelt und in ein Holzhufeisen gelegt. Dieses wird er als Andenken behalten.

Ilze Polakova

ist in Lettland geboren und aufgewachsen. Sie hat einen B.A. in Englischer Philologie an der Lettischen Universität in Riga erworben und studiert den Masterstudiengang Literatur-Kunst-Kultur an der FSU Jena.

Mail: ilze.polakova@gmail.com



Segen für Lettland aus Stuttgart und Karlsruhe?

Um die Sorgen in der Bevölkerung zu mindern, wurden seit Anfang Oktober 2013 in allen Medien große Informationskampagnen über die Vorteile der Euro-Einführung in Lettland durchgeführt. Politiker fuhren sogar in einzelne kleinere Städte, wie Cēsis oder Talsi, um über die Vorteile der zukünftigen Währung zu sprechen: Der Euro soll mehr Investoren anlocken und somit Arbeitsmarkt und Wirtschaft fördern, wie es bereits in Estland der Fall gewesen ist. Aufgrund der gemeinsamen Finanzpolitik verspricht man sich für Lettland größere Stabilität und Sicherheit in Finanzkrisen. Die monetäre Identität werde nicht verloren gehen, weil auch die lettischen Euro-Münzen Rückseiten mit eigenem Symbol haben werden. Auf die 1-Euro-Münze etwa wird das Bild einer Frau in landestypischer Tracht geprägt; das Zwei-Euro-Stück zeigt ein Zitat aus der Hymne „Dievs svētī Latviju" (Gott segne Lettland). Die lettischen Euro-Münzen wurden bereits in den Münzprägeanstalten in Stuttgart und Karlsruhe hergestellt.

Medien berichten, die Zahl der Euro-Befürworter sei nach den Euro-Kampagnen gestiegen. Das Versprechen, dass die Preise durch die Euro-Einführung nicht steigen würden, kann jedoch zumindest als taktisch abgetan werden. Die lettische Verbraucherzentrale überwacht die Preise auf dem Markt; seit Oktober 2013 wurden mehrere Verstöße gegen das Versprechen registriert: durch inkorrekt angegebene Wechselkurse oder fehlende Angaben in beiden Währungen.

Wie sich das Leben in Lettland in Zukunft durch die neue Währung ändern wird, kann keiner genau sagen. Manche meinen, dass der Wechsel zu Eiros nur eine Sache der Gewohnheit sei. Um mich daran zu gewöhnen, in meiner Heimat kein Geld mehr wechseln zu müssen, schaue ich mir auch meine eigene 1-Lats-Sammlung an. Vielleicht werden ja bald auch solche Sonder-Eiro-Münzen wie der Lats mit einem Līgo-Kranz oder einem Storch erscheinen? □

Ein Lats entspricht 1,42 Euro. Besser: entsprach. Bei der Prägung dieser Ein-Lats-Münzen stand der Wechsel schon fest.

Keine organisierte Pauschalreise

Begründet auf langjährigen Kontakten zu einer Hochschule in Namibia, konnte im September 2013 die erste Summer School der Ernst-Abbe-Fachhochschule Jena in Windhuk stattfinden.

von Anne

Frankfurt – Abu Dhabi – Johannisburg – Windhuk oder doch direkt von Frankfurt nach Windhuk? Diese Frage mussten sich 14 Studierende stellen, als sie ihre Reise nach Namibia vorbereiteten. Gemeinsam mit Professor Buerke und Professor Magerhans vom Fachbereich Betriebswirtschaft an der EAH Jena tauchten die Bachelor-, Master- und MBA-Studenten ein in eine „ganz andere Welt".

Anfangs war die Summer School in Namibia nur ein Mosaikstück in einem größeren Partnerschaftsprogramm mit der *Polytechnic of Namibia*, in dessen Rahmen mehrere kleine Projekte mittelfristig aufgebaut werden sollten. „Unser Anliegen", so Magerhans, „ist es, Studierenden, die aus unterschiedlichen Gründen kein Auslandssemester machen, die Möglichkeit zu geben, trotzdem Auslandserfahrungen zu sammeln."

Warum eigentlich Afrika, warum Namibia? Die bereits bestehenden Kontakte waren sicher ein Grund für die Wahl der *Polytechnic* als Zielort der Summer School; einer, aber nicht der einzige. Noch immer leben viele Deutsche in dem Land, haben sich dort niedergelassen und Unternehmen gegründet. Für viele der Studierenden war es der erste Kontakt überhaupt zu Afrika. Doch trotz des Fokus auf Namibia führten die Diskussionen der Studenten über die Landesgrenzen hinaus.

Die Schwerpunkte des Programms lagen auf kulturellen und geographischen Besonderheiten der Wirtschaft und des Lebens in Namibia. Nachmittags wurden meist namibianische Unternehmen besucht, um die am Morgen diskutierte Theorie auch zu erleben. „Diese Firmenbesuche haben sich orientiert an den Hauptbranchen, die wir in Namibia vorfinden: Landwirtschaft, Tourismus, Bergbau, Industrie und Handel sowie Fischerei" so Buerke. Manchmal konnte die Gruppe sogar während dieser Besuche direkt mit den Unternehmensführern bzw. -gründern sprechen. In diesen Gesprächen wurde deutlich, dass die Wirtschaftszweige stark unterschiedlich von Chancen profitieren oder durch bestimmte Hürden behindert werden. So hat zum Beispiel die Namibian Brewery, einen Marktanteil von 87 Prozent und 25-prozentige Umsatzrendite. Die einzige Molkerei im Land, Namibia Dairies, kämpft hingegen sowohl mit klimatischen als auch logistischen Herausforderungen: Nur 16 der zahlreichen Milchbauern beteiligen sich an der Milchwirtschaft. Versorgt werden muss aber ein Land mit einer Fläche doppelt so groß wie Deutschland.

Insgesamt hatte die Gruppe ein kompaktes Programm in den 14 Tagen, in denen sie auch hinter die Kulissen schauen konnte – nicht zuletzt dank der Unterstützung durch das internationale Büro der *Polytechnic* sowie von Studierenden der EAH Jena, die zu diesem Zeitpunkt dort ein Auslandssemester verbrachten.

Wie geht es weiter? Da sich dieses Projekt aus einer Eigeninitiative entwickelt hat und die Studierenden sehr viel selbst planen müssen, ist noch ungewiss, was in Zukunft passieren wird. Nichtsdestotrotz ist es das Ziel von Professor Buerke und Professor Magerhans, das Angebot der Summer School zu verstetigen. Bisher wird es nur für Studierende der EAH im Fachbereich Betriebswirtschaftslehre angeboten, doch nach ihren Vorstellungen soll es in Zukunft auch anderen Fachbereichen der EAH offen stehen. In einem übernächsten Schritt kann darüber nachgedacht werden, ob noch weitere Summer Schools – auch in anderen Ländern – in das Angebot aufgenommen werden. Kontakte hierfür bestehen bereits auch in anderen Fachbereichen. „Für andere Studenten, etwa des Ingenieurswesens, ist das Thema *doing international business* genauso interessant, weil wir in Deutschland in einem internationalen Umfeld leben. Es gibt kein Business ohne internationale Facetten", meint Buerke.

Die Summer School war für die Studenten alles andere als eine organisierte Pauschalreise, in Punkto Erfahrung jedoch reicht sie an ein Auslandssemester nicht heran. Das ist aber auch nicht Sinn und Zweck, sondern, so Buerke: „Sie ist eine bewusste Erweiterung des Angebots, damit sich bei dem Thema Ausland noch mehr Studierende als heute in einem Ausmaß auskennen, das über die Theorie hinaus geht." □

A salam u-aleikum ...

... Brüder und Schwestern, braucht ihr jemanden zum Reden? Was unterscheidet das Muslimische SeelsorgeTelefon von herkömmlichen Angeboten?

von Makito

Seit dem 1. Mai 2009 existiert die Hotline zum muslimischen SeelsorgeTelefon. Angeregt wurde die Idee fremdsprachiger Hotlines vor etwa 15 Jahren von der Kirchlichen Telefon-Seelsorge Berlin (KTS). Im Gegensatz zu einer Russisch- und Englischsprachigen wurde eine Türkischsprachige vorerst nicht realisiert. 2006 traf sich die humanitäre Organisation Islamic Relief e.V. mit der KTS und die Idee einer türkischsprachigen Hotline wurde wieder aufgegriffen. Die Parteien kamen zum Konsens, dass es nicht ausreiche, sich nur an türkische und türkischstämmige Menschen zu richten, sondern die gesamte muslimische Gemeinde erreicht werden müsse.

Mittlerweile sind 73 ehrenamtliche Mitarbeiter aus unterschiedlichen ethnischen und kulturellen Kreisen in der Einrichtung tätig. Es wird neben Türkisch und Arabisch auch Urdu oder Englisch gesprochen. Doch etwa 95 Prozent der Anrufer sprechen über ihre Probleme lieber auf Deutsch. „Sprachen spielen während eines Gespräches keine allzu große Rolle. Ich selbst habe die Erfahrung gemacht, dass Leute bei mir anrufen, fragen, ob ich Türkisch spreche. Wenn ich verneine, sagen die: Ach, dann sprechen wir ruhig auf Deutsch...“, erzählt der gebürtige Berliner Mohammed Imran Sagir, der indische Wurzeln hat und Geschäftsführer der Telefonseelsorge ist. Viele Anrufer begrüßen die Ansprechpartner am Telefon mit „A salam u-aleikum“, und erhalten auch eine arabische Antwort.

Während ihrer Ausbildung hospitieren die ehrenamtlichen Mitarbeiter bei der MuTeS und der KTS, um praktische Erfahrungen zu sammeln. Aus seiner Zeit bei der KTS, in der er auch Ausbildungen durchführt, weiß Sagir, dass sich Menschen aus unterschiedlichen Gründen an die muslimische und die kirchliche Telefonseelsorge wenden: Während die kirchlichen Telefonnotdienste eher von älteren Menschen in Anspruch genommen werden, denen ein entsprechender sozialer Kontakt fehlt, suchen die oft bedeutend jüngeren Anrufer der muslimischen Telefonseelsorge häufig Rat in Angelegenheiten, die sie thematisch überfordern – zum Beispiel bei familiären Sorgen.

Das Angebot der Telefonhilfe wird dankbar angenommen, wovon anfangs niemand ausging. Denn die MuTeS wusste zuerst nicht, wie sie die muslimische Gemeinde Berlins auf diese Gesprächsmöglichkeit aufmerksam machen sollte. Auch die Finanzierung ist nicht gewährleistet: Da es keine öffentliche oder staatliche Förderung gibt, finanziert sich die Einrichtung lediglich durch die Spenden der Islamic Relief. Die MuTeS kontaktierte aus der muslimischen Gemeinde in Berlin drei Imame, um ihnen ihre Arbeit vorzustellen, in der Hoffnung, diese könnten der Seelsorge zu Bekanntheit verhelfen. Eben diese Imame zeigten sich begeistert von der Tätigkeit und arbeiten jetzt selbst anonym und helfen den Anrufern bei den Gesprächen.

Die ehrenamtlichen Mitarbeiter bekommen bei ihrer Ausbildung Grundlagen zur Gesprächsführung bei Anrufen in einer seelsorgerischen Einrichtung vermittelt. Ihr Wissen über den islamischen Glauben bringen alle schon mit, sodass der Anrufer mit seinen religiös bedingten Anliegen auf Kompetenz hoffen kann. Sagir stellt aber ebenfalls fest: „Manchmal gibt es auch Nichtmuslime, die gezielt hier anrufen – weil sie mit jemandem über ihre Probleme reden möchten, der nicht aus ihrem Kontext stammt. Vielleicht versuchen sie, von anderen Perspektiven einen anderen Zugang zu ihren Problemen zu sehen.“ Besonders junge Frauen nutzen häufig die muslimische Seelsorge. Gerade wenn es Eheprobleme gibt und der Mann die Trennung möchte: Wie sollen sie etwa in der muslimischen Gemeinde mit einer Scheidung umgehen? Für Sagir ist es daher eine wichtige Funktion der Seelsorge, den Menschen jemanden zum Zuhören zu bieten und auch dahingehend zu unterstützen, dass sie die richtigen Entscheidungen in ihrem Sinne treffen können: „Die Ehrenamtlichen ziehen ihre Hauptmotivation für ihre Tätigkeit aus dem Bewusstsein für das göttliche Gebot, sich um leidende Mitmenschen zu kümmern und ihnen Beistand zu leisten. Ihre Tätigkeit als Seelsorger gibt ihnen die Möglichkeit, dieses Gebot zu erfüllen.“ □

Maulkorb für die Wissenschaft

Die griechische Slawistin Alexandra Ioannidou befasst sich mit der Sprache der mazedonischen Minderheit in Nordgriechenland. Eine harmlose Tätigkeit, könnte man denken. Aber nicht in Griechenland.

von Szaffi

Alexandra Ioannidou ist derzeit Gastprofessorin an der Uni Jena. Auf die Frage, ob Dialektologie in Griechenland gefährlich sei, antwortet sie mit einem zynischem Unterton: „In Griechenland? Da muss ich lachen!“ Sie wurde nämlich von ihrer Stelle an der Universität Athen fristlos entlassen, weil sie sich mit Themen beschäftigte, die den führenden Politikern nicht passten. Sie erzählt die Geschichte des Slawisten Roland Schmiegers, der seine Dissertation vor gut 15 Jahren über den slawischen Dialekt des nordgriechischen Dorfes Nestram verfasste. Im Vorwort bedankte er sich bei der griechischen Polizei für die Aufmerksamkeit, mit der sie sich seiner Forschung widmete: Sie fragte den Professoren darüber nicht nur aus, sondern beschlagnahmte auch sein gesamtes Material. „Es ist also nicht ungefährlich“, resümiert Frau Ioannidou.

Mazedonien gleich Makedonien?

Die „Slawophobie“ in Griechenland wird durch den Konflikt mit Mazedonien geschürt. Im Mittelpunkt der Streitigkeit zwischen den zwei Ländern steht der Name Mazedonien, auf Mazedonisch: Makedonija. 1991 erklärte die ehemalige jugoslawische Teilrepublik unter dem Namen Republik Makedonija ihre Unabhängigkeit. Es gab aber ein Problem: Der Name klingt auf Mazedonisch ebenso, wie der Name einer nordgriechischen Region und auch wie jener der historischen Region Makedonien, die sich hauptsächlich auf dem Gebiet des heutigen Mazedonien und in Nordwestgriechenland erstreckte. Griechenland erhob deshalb sofort Einwand gegen die Verwendung des Namens durch Mazedonien – aufgrund des vermeintlichen territorialen Anspruchs des neuen Staates. Außerdem empfanden es die Griechen als Provokation, dass sich der neue Staat auf die Tradition des einstigen hellenisierten, antiken Reiches Makedonien beruft und dessen Symbole für die Identitätsstiftung nutzt, obwohl die staatsbildende Nation slawisch ist. Als Folge des Streites darf Mazedonien im internationalen Verkehr nur den Namen F.Y.R.O.M. (Ehemalige jugoslawische Republik Mazedonien) verwenden, obwohl der überwiegende Teil der Staatengemeinschaft das Land unter dem Namen Republik Mazedonien anerkannt hat. Ebenfalls auf Drängen Griechenlands schrieb Mazedonien in seiner Verfassung fest, keine territorialen Ansprüche auf die griechische Region zu erheben; nach einem Embargo Griechenlands 1994 bis 1995 hat das Land sogar seine Flagge, den Vergina-Stern, geändert, den es vom größten makedonischen Herrscher, Alexander dem Großen, „geklaut“ hatte. Die Frage eines zukünftigen, von beiden Seiten akzeptierten Namens ist bis heute ungelöst, und aufgrund des griechischen Vetos bleibt Mazedonien der Beitritt zur NATO verwehrt. „Griechenland hat es zu einer Prinzipienfrage gemacht, dass Mazedonien seinen Namen in dieser Form nicht verwenden darf. Diese Forderung ist allerdings reiner Idealismus. Wie kann man Generationen von Menschen vermitteln, dass sie ihren Namen aufgeben und die Geschichte umschreiben sollten?“, fragt die Slawistin. Griechenland sitzt am längeren Hebel und profitiert sogar von dem Streit, der in der Innenpolitik für populistische Zwecke instrumentalisiert wird. „Es ist eine Frage, die sehr viele Wähler für die Nationalisten gewonnen hat. In den 90er Jahren, als sich Andonis Samaras als Außenminister einen Namen machen wollte, wurde diese Frage aufgepumpt und von da an immer wieder bemüht“, so die Professorin weiter. Damals, 1992, wurde Samaras wegen seiner Kompromisslosigkeit vom Außenministerium entlassen. Seit Juni 2012 ist er Ministerpräsident Griechenlands.

Wissenschaft vs. Politik

Die konservative Nea Dimokratia, die stärkste Kraft im Parlament, hat klare Vorstellungen von der Wissenschaft: Sie muss dem griechischen Staat dienen. Wer sich nicht anpasst, fliegt. Genau das passierte Professor Ioannidou. Sie fasste mit ihren Dialektforschungen ein heißes Eisen an. „Einer der Hauptgründe dafür, dass ich immer wieder angegriffen werde, war eine zweijährige Forschungsaufgabe, in der ich slawische Sprachen in Griechenland kartographierte. Damals ging ich in die griechischen Dörfer und fragte die Einwohner nach ihrer Sprache. Deswegen wird mir ständig vorgeworfen, ich sei nicht nationalgriechisch genug. Das war von 1994 bis 1996, direkt nach dem Aufflammen der mazedonischen Frage.“ Die Forschungsergebnisse wurden publiziert und avancierten zum Skandal. Vor zwei Jahren führten sie schließlich zu ihrer Entlassung aus der Universität Athen. Nach mehreren Prozessen machte die damalige griechische Bildungsministerin ihre Entlassung rückgängig und stellte fest, der Vorfall sei ein reines Komplott gewesen. So be-

kam Ioannidou ihre Stelle zurück. Jedoch war schon ihre Berufung zur Professorin an der neugegründeten Fakultät für Slawistik von ultrarechten Parlamentariern in Frage gestellt worden mit der Begründung, sie sei nicht nationalistisch genug. Bis heute ist ihre wissenschaftliche Freiheit eingeschränkt. „Die Slawistik darf sich nur mit dem griechischen Einfluss auf die slawische Welt befassen, was die Beschränkung auf byzantinische Texte bedeutet. Als moderne Slawistik gibt es bei uns nur eine sprachkonzipierte Russistik, wo die Leute einfach Russisch pauken“, erklärt Ioannidou. So darf die Professorin zwar weiter an der Universität unterrichten; über slawischsprachige Minderheiten soll sie dabei aber kein Wort verlieren. Ihr ehemaliger Slawistik-Professor hatte sie von Anfang an vor der Dialektologie gewarnt: „Daran kann Ihre wissenschaftliche Laufbahn scheitern.“ Auf die Frage, ob sie ihre Dialektforschungen in Griechenland fortsetzen könnte, folgt die düstere Antwort: „Das müsste ich auf eigene Kosten machen und Konsequenzen tragen, die schlecht einzuschätzen sind.“

Die historische Region Makedonien erstreckt sich über Nordgriechenland, den heutigen Staat Mazedonien und einen Teil Südwestbulgariens.

Düstere Zukunft

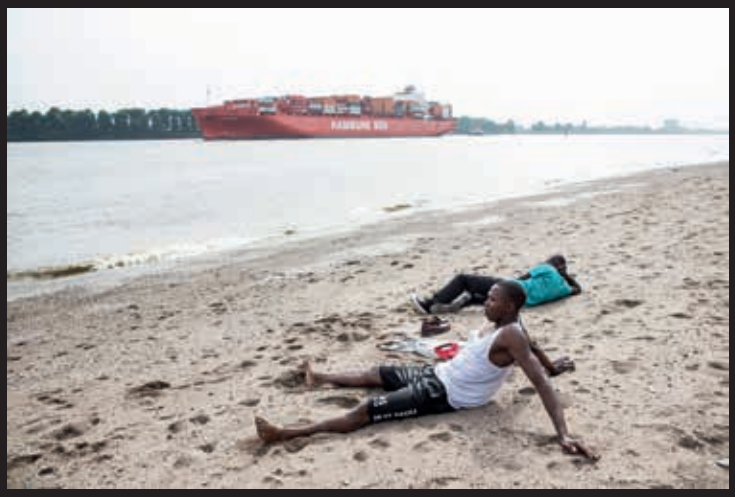
In Griechenland kann man Wissenschaft und Politik nur mühsam voneinander trennen. „Es ist der alte Konflikt zwischen Intellektuellen und Macht. Da hat man sich als Wissenschaftler von der Macht fernzuhalten und darauf zu achten, dass man sich auf das Wissenschaftliche beschränkt.“ Was die Zukunft ihres Landes angeht, ist sie pessimistisch. Nach Ansicht der anderen europäischen Länder sind die Misswirtschaft der griechischen Regierung und die Korruption der griechischen Gesellschaft an der Krise schuld. Griechenland ergreift unbeliebte Maßnahmen, die zu gesellschaftlichen Ungleichheiten, zu Armut und letztendlich zur Verbreitung radikaler Ideologien führen. Das Pünktchen auf dem i ist die Neonazi-Partei Chrysi Avgi (Goldene Morgenröte): Bei den letzten Wahlen gelang ihr erstmals der Einzug ins Parlament. „Die Chrysi Avgi ist nicht einfach eine Nazi-Partei, das sind Kriminelle. Die Parteiführer sitzen wegen Mord in Untersuchungshaft. Diese Partei hätte niemals vom Parlament Zulassung bekommen dürfen“, sagt die Professorin. In dieser Stimmung ist die Lage der „Slawo-Mazedonier“, wie die griechischen Mazedonier von Politikern genannt werden, besonders schwierig. „Im Grunde kann man nicht von einer anerkannten Minderheit sprechen. Ihre wirtschaftliche Lage war immer schwieriger als die der anderen Griechen, weil sie in abgelegenen Dörfern oder sehr ärmlichen Städten im Nordwesten des griechischen Makedoniens leben. Lange wurden sie ihrer Sprache wegen verfolgt. Viele sind emigriert und nie zurückgekehrt.“ Man könnte es als Fortschritt betrachten, dass seit Anfang der 90er Jahre eine kleine Partei, die Ouranio Toxo (Regenbogen), existiert, die sich für die Rechte der mazedonischen Mehrheit einsetzt und bei den letzten Wahlen ein Prozent der Stimmen gewann. Trotz politischer Präsenz werden jedoch die in Griechenland lebenden Mazedonier bis heute nicht offiziell als Minderheit anerkannt.

Nomen est omen?

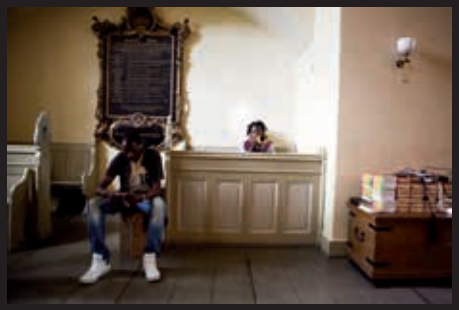
Alexander der Große ist der Dreh- und Angelpunkt des mazedonisch-griechischen Streites um das makedonische Kulturgut. In Thessaloniki wurde die Universität in „Universität Makedonien“ umbenannt, daraufhin bekam der neue Flughafen in der mazedonischen Hauptstadt Skopje den Namen „Alexander der Große“. Beide Länder versuchen sich gegenseitig zu provozieren. Im Zentrum Skopjes steht eine riesige Reiterstatue mit dem Namen „Krieger zu Pferd“. Jeder Mazedonier und jeder Grieche weiß, dass Alexander der Große abgebildet ist, aber die Hauptsache ist, er wird nicht beim Namen genannt. Auf die Frage, welcher Nation der antike Alexander der Große zugerechnet werden sollte, gibt Frau Ioannidou eine sehr westeuropäische Antwort: „Sicher war er – als Slawe – kein Makedonier. Er hatte eine griechische Bildung. Das ist sicher, weil er ein Schüler von Aristoteles war. Aber es ist wirklich egal, ob er griechisch war oder nicht. So oder so, er war ein großer Diktator. Eine Art Napoleon des Altertums.“ Zum Glück herrscht keine Diktatur mehr, weder in Griechenland, noch in Mazedonien. Da leben die Völker in Demokratie und in den Spuren alter, ruhmreicher Zeiten. □

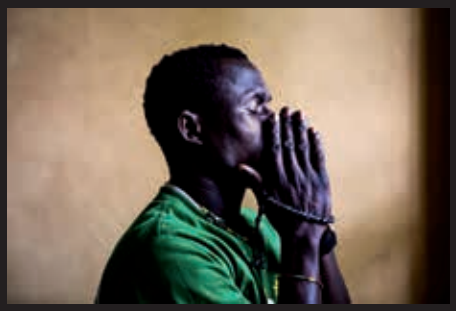
Fotoessay: Lampedusa in Hamburg

Die Protestgruppe „Lampedusa in Hamburg“ kämpft seit März 2013 für ein Bleiberecht als anerkannte Gruppe, ohne Einzelfallprüfung. Die Sankt-Pauli Kirche gewährte ihnen Kirchenasyl.
Im Sommer enstanden diese Aufnahmen der Fotojournalistin Maria Feck. Sie dokumentieren die Einzelheiten eines Lebens auf der Wartebank und im Kampf um Selbstbestimmtheit – auf engstem Raume, improvisiert und zuweilen absurd.
Inzwischen hat der Senat der Stadt Hamburg den Flüchtlingen das Angebot einer Duldung bis April 2014 gemacht. Manche Flüchtlinge sehen darin jedoch eine Vorbereitung zur Abschiebung.



Fotos: © Maria Feck





„Einige haben noch die Vorstellung, dass das Panzerschlachten sind.“

Um weltweiten Konflikten größere Aufmerksamkeit zu verschaffen, startet am 1. Februar das Projekt „365 Tage – Vergessene Konflikte“. Jeden Tag wird eine gewaltsame Auseinandersetzung vorgestellt, die aus dem Sichtfeld der allgemeinen Öffentlichkeit geraten ist.

von AnneG

Wie viele Konflikte gab es eigentlich im vergangenen Jahr? Zehn, zwanzig, fünfzig oder doch mehr? Spontan und mit Rückblick auf die mediale Berichterstattung haben sich einige im Bewusstsein verankert, allen voran der Bürgerkrieg in Syrien. Darüber hinaus schlugen die Unruhen in Ägypten, die Zusammenstöße in der Türkei und die Kampfhandlungen in Mali mediale Wellen. „Was sich in der Konfliktlandschaft abbildet, ist viel breiter, als das, was in der Medienberichterstattung letztendlich herauskommt. Da werden hauptsächlich sehr prominente, gewaltsame Konflikte behandelt“, so Elza Martinez vom Heidelberger Institut für Internationale Konfliktforschung (HIIK), das sich wissenschaftlich mit diesem Thema beschäftigt und jährlich eine aktuelle und weltweite Übersicht – das Heidelberger Konfliktbarometer – veröffentlicht. In der letzten Ausgabe über das Jahr 2012 wurden insgesamt 396 politische Konflikte registriert. Darunter fallen nicht nur Kampfhandlungen und gewalttätige Ausschreitungen: Die Heidelberger Konfliktforschung versteht unter diesem Begriff „Interessensgegensätze zu gesamtgesellschaftlich relevanten Gütern, die in ihrer Austragung außerhalb der etablierten Regelungsverfahren liegen und die Kernfunktionen des Staates bedrohen“. Dabei wird zwischen fünf Intensitätsstufen, die vom gewaltlosen Disput bis zum Krieg reichen, unterschieden.

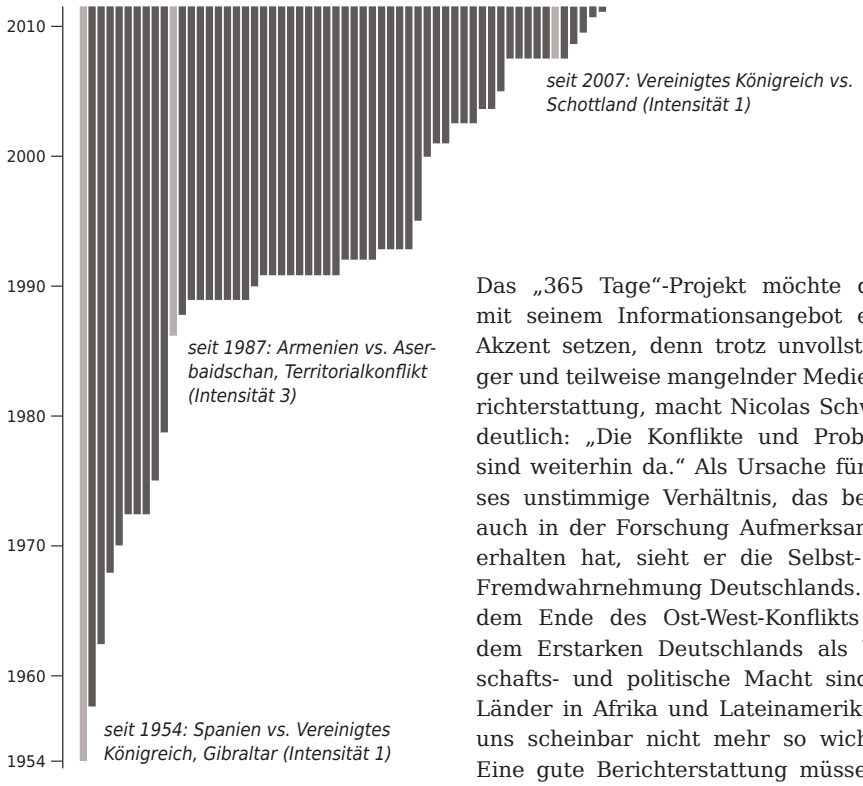
„365“, lautete vor zwei Jahren die Antwort eines Praktikanten auf die Frage nach der jährlichen Zahl an Konflikten im Gespräch mit Dr. Nicolas Schwank, dem Leiter des Projekts. Die Übereinstimmung mit der Zahl der Tage in einem Jahr gab den eigentlichen Impuls für dieses Projekt und dessen Konzeption. Es wurde von CONIAS Risk Intelligence, einem Unternehmen, das sich erst kürzlich aus der Heidelberger Konfliktforschung heraus gegründet hat, ins Leben gerufen und wird in Kooperation mit den Mitarbeitern des HIIK realisiert.

Die bisherige Erfahrung hat gezeigt, dass Konflikte und Kriege zwar ein großes Interesse erwecken, aber nur wenig Informationen und Wissen über diese existieren. Deswegen soll das Projekt, das sich auch an Konfliktforscher und potenzielle Kunden des Träger-Unternehmens richtet, eine Vermittlungs- und Aufklärungsarbeit für die allgemeine Öffentlichkeit leisten. „Wir haben den Wunsch, die Allgemeinheit dafür zu sensibilisieren und darüber zu informieren sowie aufzuklären, welche Art von Konflikten es über-

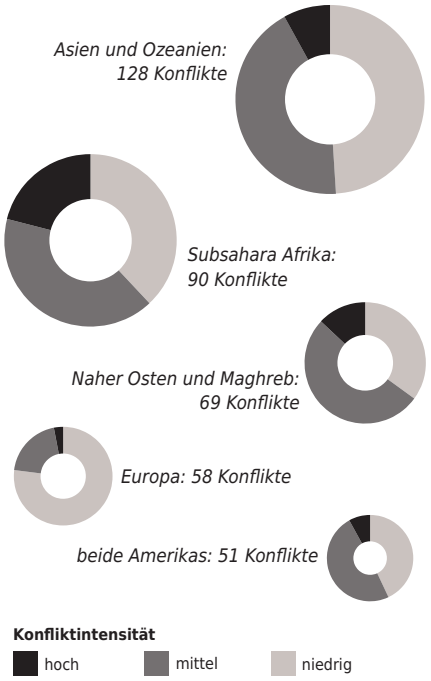
haupt gibt, wie viele es gibt, wie diese eigentlich ausgetragen werden und welche Auswirkungen diese mit sich bringen“, so Nicolas Schwank, „da einige noch die Vorstellung haben, dass Kriege noch immer als Panzerschlachten geführt werden.“ Dagegen würden Konflikte heutzutage ganz anders aussehen: Sie forderten nicht unbedingt eine große Zahl an Todesopfern, haben aber trotzdem enorme Auswirkungen für die jeweilige Bevölkerung, die sich häufig in Flucht und Vertreibung ausdrücken. Darüber hinaus würden viele Konfrontationen auch wieder reeskalieren, wie das am Beispiel des Kaukasus-Krieges zwischen Georgien und Russland 2008 zu sehen war.

Im Mittelpunkt des Projektes, das zurzeit hauptsächlich auf ehrenamtlicher Arbeit basiert und später auch über Sponsoring finanziert werden soll, steht ein Newsletter. Dieser erscheint ab Februar 2014 täglich auf Facebook und ist nach Abonnierung per E-Mail erhältlich sowie auf der eigens dafür gestalteten Homepage einsehbar. Von Montag bis Freitag informiert ein Artikel über Entstehungshintergründe, Konfliktgegenstand, beteiligte Akteure und Verlaufsdynamiken der jeweiligen Auseinandersetzung, basierend auf den Daten der Heidelberger Konfliktforschung und unter Mitarbeit des HIIK. Dabei liegt der Fokus in erster Linie auf den Hintergründen und nicht so sehr auf dem aktuellen Konfliktgeschehen. Wochenends folgen dann eine Zusammenfassung und ein Ausblick auf die kommende Woche. Um eine Auswahl aus den vorhandenen Konflikten zu treffen, wurden verschiedene Kriterien herangezogen. Ein Kriterium im Hinblick auf das „Vergessen“ ist die fehlende Berichterstattung über eine aktuell laufende Auseinandersetzung; auch bedeutsame historische Konflikte und ihre Auswirkungen werden vorgestellt. Neben diesen Aspekten spielten besonders die gleichberechtigte Berücksichtigung der fünf Weltregionen und die Zahl der Betroffenen – u. a. sichtbar in den Fluchtbewegungen – bei der Auswahl eine Rolle. So wird 2014 zum Beispiel auch an den Bürgerkrieg in El Salvador in den 1980er Jahren und an die Zerfallskriege in Jugoslawien erinnert.

58 Konflikte in Europa, die bis 2012 andauerten (drei ausgewählte Beispiele)
(Quelle: Conflict Barometer 2012, HIIK)



Gesamtzahl der Konflikte weltweit (2012)
(Quelle: Conflict Barometer 2012, HIIK)



Das „365 Tage“-Projekt möchte dabei mit seinem Informationsangebot einen Akzent setzen, denn trotz unvollständiger und teilweise mangelnder Medienberichterstattung, macht Nicolas Schwank deutlich: „Die Konflikte und Probleme sind weiterhin da.“ Als Ursache für dieses unstimmige Verhältnis, das bereits auch in der Forschung Aufmerksamkeit erhalten hat, sieht er die Selbst- und Fremdwahrnehmung Deutschlands. „Mit dem Ende des Ost-West-Konflikts und dem Erstarken Deutschlands als Wirtschafts- und politische Macht sind die Länder in Afrika und Lateinamerika für uns scheinbar nicht mehr so wichtig.“ Eine gute Berichterstattung müsse seiner Ansicht nach ihren Fokus stärker auf die internationalen Geschehnisse legen, um diese Länder wieder stärker ins deutsche Bewusstsein zu bringen.

Dieses Projekt bietet nun eine Möglichkeit, sich in einem detailliert-wissenschaftlichen, aber gleichzeitig auch überschaubar aufbereiteten Rahmen über „vergessene“ politische Konflikte und deren Auswirkungen zu informieren. Es steht dabei auch im Kontext der kritischen Anmerkungen verschiedener NGOs – etwa des Projektpartners CARE Deutschland-Luxemburg –, die ebenfalls immer wieder auf vergessene Katastrophen sowie auf deren Hintergründe aufmerksam gemacht haben. Außerdem beruft sich Nicolas Schwank auf den DRK-Präsidenten, Dr. Rudolf Seiters, wenn er sagt, dass über Konflikte und Kriege viel zu wenig berichtet wird, während Naturkatastrophen sehr ausführlich in den Medien behandelt werden. „Die Spendenbereitschaft ist da besonders groß. Bei Konflikten schaut keiner hin, aber die humanitären Auswirkungen sind nicht geringer.“ □

“Are we a mistake?”

Taub, hörgeschädigt, behindert: Die Bezeichnungen für Gehörlose sind vielfältig, doch meist nicht positiv konnotiert. Doch wie ist das Selbstbild der angeblich so hilf- und schutzbedürftigen Gruppe? Ein Blick auf die *Deafhood*.

von Robert

Einhundert Prozent ist der Grad der Behinderung bei vollständig Gehörlosen nach der Versorgungsmedizinischen Verordnung in Deutschland. Und wenn man weiß, dass dem gehörlosen Elternteil bei einer Scheidung des Öfteren das Sorgerecht abgesprochen wird, Ärzte mit dem Gebärdendolmetscher, aber nicht mit dem Patienten reden oder Abiturienten ein Studium nicht möglich ist, weil die Kosten eines Dolmetschers nicht übernommen werden, dann wird man wohl nicht bestreiten, dass Gehörlose immer noch behindert werden – was allerdings nicht die Frage klärt, ob sie behindert sind.

Der gehörlose Brite Paddy Ladd stellte 2003 in seinem Werk *Understanding Deaf Culture* das Konzept der *Deafhood* vor. Demnach sind Gehörlose nicht behindert, sondern eine eigenständige kulturelle Gemeinschaft: Sie bilden eine ethnische Gruppe, da das Merkmal der Gehörlosigkeit auch genetisch vererbt werden kann. Zweitens formen sie, als Nutzer der Gebärdensprache, eine sprachliche Minderheit. Die Gehörlosigkeit ist in diesem Sinne kein körperliches Defizit, sondern ein identitätsstiftendes Merkmal. Vor allem fordert Ladd von den Gehörlosen, sich ihrer kulturellen Wurzeln gewahr zu werden und aktiv an der Gesellschaft zu partizipieren.

Der Begriff *Deafhood* grenzt sich in dieser Hinsicht bewusst sprachlich vom pathologischen *Deafness* ab. Ladds Thesen waren revolutionär und hatten starken Einfluss auf die weltweite Gehörlosengemeinde und ihr Selbstverständnis. Das Bild der hilfsbedürftigen Behinderten wandelte sich zu dem einer wehrhaften Kultur, deren Mitglieder in den letzten Jahren an Souveränität gewonnen und erfolgreich um Anerkennung gekämpft haben. Seit 2006 wird die Gebärdensprache gemäß UN-Konvention als vollwertige Sprache anerkannt. Konkret erwächst damit jedem ihrer Nutzer der individuelle Anspruch auf Anerkennung und Unterstützung seiner Kultur und Sprache sowie ein Recht auf gesellschaftliche Teilhabe. Markku Jokinen, ehemaliger Präsident der World Federation of the Deaf, sieht sogar die vollständige Anerkennung der Gebärdensprache auch durch die Hörenden als Ziel bis 2020.

Kultureller Genozid?

Hat sich die Situation für Gehörlose weltweit und besonders in westlichen Ländern in den letzten Jahrzehnten verbessert, so herrscht bei den *Deafhood*-Aktivisten dennoch eine permanente Angst vor dem, was sie als *Colonisation* bezeichnen: Paddy Ladd und andere sehen die Kultur der Gehörlosen unter Druck der (hörenden) Mehrheit: Die Unterrichtung gehörloser Kinder durch hörende Lehrer oder der Oralismus – die Erziehung gehörloser Kinder unter Erlernen des Lippenlesens statt der Gebärdensprache – sind Teile dieser vermeintlichen Assimilationsbewegung, die zur Unterwanderung der Gehörlosenkultur führen würden. Die medizinische Behandlung von Gehörlosigkeit sorgt hierbei immer wieder für kontroverse Debatten. Neben den künftigen Möglichkeiten genetischer Modifikation bildet das Cochleaimplantat (CI) einen aktuellen Streitpunkt. Diese 1978 erfundene Hörprothese wird im Gegensatz zum herkömmlichen Hörgerät, das den Schall im Ohr lediglich verstärkt, in die Gehörmuschel implantiert und transportiert mit Hilfe eines Empfängers am Ohr Signale direkt in den Hörnerv. Nach der Operation muss das CI noch individuell an seinen Nutzer angepasst werden – ein Prozess, der Monate, unter Umständen Jahre dauern kann.

Für die einen ein medizinisches Wunder, für Vertreter der Gehörlosenkultur ein Angriff auf ihre kulturelle Existenz: Das Ja zum Implantat wird zum bewussten Schritt aus der Welt der absoluten Gehörlosigkeit. Markku Jokinnen geht dabei sogar soweit, das CI als „kulturellen Genozid“ im Sinne der UN-Völkermordkonvention zu bezeichnen – eine Formulierung, die auf den ersten Blick anstößig oder drastisch erscheinen mag, aber durchaus nicht abwegig ist. Die Konvention erfasst nicht nur die Auslöschung von ethnischen, religiösen, nationalen und rassischen (sic!) Gruppen, sondern auch die Untersagung oder Unterbindung von Minderheitensprachen im Alltag, in der Schule oder den Medien. Im Rahmen dieser Kritik beklagt Jokinen nicht nur das CI, sondern auch die Unterrepräsentation der Gehörlosenkultur in öffentlichen Einrichtungen. Das Bild einer monolingualen Welt werde Gehörlosen von klein auf durch die hörende Mehrheit vorgegeben.

Mehr als ein medizinischer Eingriff

„Is our existence a biological mistake? Are we a mistake? Sorry, I don‘t believe that.“ so das Statement Paddy Ladds in einem Vortrag 2007. Eine logische Schlussfolgerung nach dem Selbstverständnis der *Deafhood*-Anhänger: Wer sich selbst nicht als behindert sieht, bedarf keiner Heilung.

Andere kritische Stimmen verweisen auf die Qualität der Implantate, die von Pati-

Die Gebärde für „culture“ in American Sign Language (ASL)

ent zu Patient variiert und nicht mit „natürlichem Hören“ vergleichbar ist. Das CI sei vielleicht eine Hilfe, aber keine Alternative zur Gebärdensprache.

Dr. Boris Müller, Mediziner am Uni-Klinikum Jena und seit seinem 19. Lebensjahr selbst Träger von zwei CI, urteilt rückblickend: „Es war wohl eine der besten Entscheidungen meines Lebens und ich bin mir sicher, dass ich die Herausforderung des Studiums sonst nicht so gut hätte meistern können.“ Auch die Rentnerin Astrid Pautzke bewertet das Implantat generell positiv. Sie wurde nicht gehörlos geboren, verlor aber im Laufe der letzten 20 Jahre immer stärker ihr Gehör und ließ sich im Oktober 2013 ein CI implantieren. „Natürlich ist es nicht wie normales Hören, das einfach nebenher funktioniert, aber im Moment lasse ich jede Woche das Implantat anpassen und es wird zunehmend besser.“ Skeptisch war sie vor der OP trotzdem. Wie viele Patienten scheute sie anfangs einen Eingriff am Inneren ihres Schädels. Die Tatsache, dass man direkt nach dem Eingriff nicht hört und die nachfolgende mühsame Anpassungsphase wirken oft abschreckend.

Mag man die Entscheidung für oder gegen ein CI jedem Erwachsenen noch selbst überlassen, so stellt sich das eigentliche Problem bei Kindern. Ein Gerichtsverfahren in den USA sorgte diesbezüglich für Aufsehen: Der gehörlosen Mutter Lee Laryson wurde das Sorgerecht für ihre drei und vier Jahre alten, ebenfalls gehörlosen Kinder zunächst entzogen, da sie sich weigerte, ihre Kinder mit Cochleaimplantaten auszustatten. Im Herbst 2002 entschied ein Gericht in Michigan schließlich, dass es der Mutter zustehe, eine OP für ihre Kinder abzulehnen.

Auch in Deutschland handelt es sich bei einer solchen Operation nicht um einen „Heileingriff“, wie etwa eine lebensrettende Bluttransfusion, sondern lediglich um einen „Hilfsmitteleingriff“, bei dem der elterliche Wille dem Kindeswohl vorgeht. Damit ist die Debatte zwar momentan juristisch geklärt, doch stellt sich weiterhin die Frage, welche Entscheidung Eltern treffen sollten.

Alle Möglichkeiten offen halten

Kann man einem Kleinkind einen solchen Eingriff zumuten? Welche Zukunftswege eröffnet oder verschließt man einem Menschen? Familie Baumgart/Geyer hat sich im Fall ihrer vierjährigen Tochter Lilly für das CI entschieden. „Die Skepsis war natürlich vorher sehr groß, es sind ja zwei recht lange Eingriffe am Schädel und dazu noch unter Vollnarkose bei einem Kleinkind“, so der Vater. Einer der entscheidenden Faktoren war für sie unter anderem das Zusammentreffen mit dem Arzt Dr. Müller und dessen Geschichte. Doch vor allem wollten die Eltern dem Kind alle Möglichkeiten für die Zukunft offen halten: „Es ist ja in der heutigen Welt schon so schwer genug, durchzustarten – erst recht für Menschen mit einem Handicap, mit dem der Großteil der Bevölkerung nicht vertraut ist.“

Deafhood-Begründer Paddy Ladd hingegen fordert eine Sperre für CI bei Kindern bis zum fünften Lebensjahr. Diese Zeit sollte genutzt werden, um die physischen, psychischen und sozialen Folgen der OP abzuschätzen. Dr. Boris Müller kann diese Forderung aus medizinischer Sicht nicht teilen: „Wenn man bei einem gehörlos geborenen Kind erst mit dem fünften Lebensjahr implantieren würde, ist das Fenster für die Sprachentwicklung bereits geschlossen und man würde der Person die defizitäre Sprachentwicklung unter Umständen das ganze Leben lang anhören. Auch die spätere schulische Laufbahn leidet dann häufig darunter.“

Doch was ist, wenn die Eltern selbst gehörlos sind? Dr. Michael Wunder, Psychotherapeut und Mitglied des Deutschen Ethikrats, sieht in solchen Ausnahmefällen Gründe zur Differenzierung. Er hat Verständnis für gehörlose Eltern, die ihr gehörloses Kind keinem CI-Eingriff unterziehen: „Kinder sind in einem Alter von sechs Monaten und aufwärts in ihren frühen Entwicklungsjahren. Es ist besser, dass sie in der Welt der Eltern groß werden, statt sofort in die andere Welt hinüber zu wachsen. Später haben sie ja immer noch die Möglichkeit, wenn sie einwilligungsfähig sind, ein Implantat machen zu lassen.“ Die medizinische Notwendigkeit eines frühen Eingriffs sieht er nicht gegeben, aber: „Ein Kind, das frühzeitig, auch trotz Gehörlosigkeit, anfängt zu sprechen und auch eine Hörrückschleife über die eigene Stimme hat, spricht besser als jemand, der das Implantat erst später bekommt.“

Geht der Kampf also weiter? Die Gehörlosenkultur in konstanter Opposition gegen die kulturelle Dampfwalze der hörenden Mehrheit, die jede Minderheit unter sich begräbt? Da sich die

Implantate nicht bei jeder Form von Gehörlosigkeit anwenden lassen, werden auch in Zukunft immer Menschen auf die Gebärdensprache angewiesen sein. Des Weiteren gibt es zunehmend CI-Träger, die trotz Implantat weiter die Gebärdensprache nutzen. Für sie ist das Implantat keine Entscheidung für oder gegen ihre kulturellen Wurzeln, sondern lediglich eine Erweiterung der individuellen Möglichkeiten. Auch Ethikrat-Mitglied Dr. Wunder richtet sich gegen die Radikalität der Debatte: „Es gibt doch auch in Deutschland aufwachsende Kinder von türkischen Migranten, hier in Hamburg zum Beispiel, die super Hamburgisch sprechen und trotzdem Türkisch können. Wieso sollte das bei Gehörlosen anders sein? Das liegt doch in der Verantwortung der Eltern."

Einen Wandel in den Generationen sieht ebenfalls Dr. Müller. War die Haltung vieler Gehörloser gegenüber CI in der Vergangenheit noch von „aggressiver Ablehnung" geprägt, beschreibt er die Einstellung jüngerer Gehörlosen als „meist viel offener und kommunikativer als die der Älteren". Ihm selbst sind Gruppen von Gehörlosen, Schwerhörigen und CI-Trägern bekannt, die im gemeinsamen Umgang stets auf die Gebärdensprache zurückgreifen. Es bleibt zu hoffen, dass es sich hierbei nicht um Einzelfälle handelt, sondern um eine generelle Entspannung der Fronten. Denn das Konzept der *Deafhood* bietet grundsätzlich auch die Möglichkeit eines gesellschaftlichen Zusammenlebens zwischen Gehörlosen und Hörenden auf gleicher Augenhöhe.

Extreme Vertreter wie Ladd oder Jokinen, die die potentielle Ausrottung ihrer Kultur für die Zukunft prognostizieren oder auf der Gegenseite der Kolumnist Jan Fleischhauer, der die *Deafhood*-Bewegung lediglich als aufmerksamkeitserheischenden Opferkult abtut, scheinen die Bedeutung des Individuums größtenteils auszublenden. Denn ob und wie sich ein Gehörloser definiert und in sein kulturelles Umfeld eingliedert, ist eine Entscheidung, die ihm selbst obliegt und nicht durch äußeren Zwang und Vorgaben bestimmt werden sollte. □

Eine Gebärdensprachdolmetscherin im Interview

***unique*: Frau Hayn, Sie dolmetschten an der Uni Jena in Gebärdensprache. Was sind Ihre Erfahrungen mit gehörlosen Studenten?**

Hayn: Der Aufwand eines Studiums ist für Gehörlose oft höher als für Hörende. Die Inhalte aus der Vorlesung werden in Gebärdensprache übersetzt. Die Mitschrift ist allerdings in Deutsch, so sind Gehörlose permanent mit zwei Sprachen konfrontiert. Viele Gehörlose haben ein Problem mit deutscher Schriftsprache – für sie eine Fremdsprache. Studien belegen, dass Gehörlose, die mit Gebärdensprache als Muttersprache aufgewachsen sind, eine wesentlich bessere Schriftsprachkompetenz entwickeln können. Die meisten Lehrer an Gehörlosenschulen sind Hörende, die auch nicht zwangsläufig gebärden können. Als Gehörloser benötigt man die Gebärdensprache, um erfahren zu können, wie andere Sprachen funktionieren. Ohne sie schwindet auch die Chance, eine andere Sprache gut zu erlernen.

Wie gut kann wissenschaftliche Fachsprache in Gebärdensprache übersetzt werden?

In vielen Disziplinen ist der Fachwortschatz noch nicht in Gebärdensprache etabliert und Fachwörter fehlen oft. Das liegt auch daran, dass Gehörlose bisher noch nicht in diesem Bereich gearbeitet haben. Je mehr Gehörlose an die Universitäten gehen, desto größer wird der Gebärdensprachwortschatz – das ist ein ganz normaler Prozess.

Warum sind unter Akademikern kaum Gehörlose?

Gehörlose wurden lange Zeit in Gehörlosenschulen abgeschottet, und hatten dort nur eine begrenzte Auswahl an Ausbildungsberufen. Bis vor etwa zehn Jahren hatten Gehörlose noch kein Anrecht auf einen Gebärdensprachdolmetscher, deswegen schafften es nur sehr wenige, an der „hörenden" Uni zu studieren. Man brauchte ein unterstützendes Umfeld, um das verwirklichen zu können. Heute können Gehörlose dank Regelungen im Sozialgesetzbuch ihr Recht einfordern, in Gebärdensprache zu kommunizieren und so zum Beispiel Gebärdensprachdolmetscher in der Hochschulausbildung nutzen.

Welche höheren Bildungsangebote bestehen heute für Gehörlose in Deutschland?

Es gibt in Essen eine Schule, in der Gehörlose das Abitur ablegen können. Eine Hochschule, an der in Gebärdensprache gelehrt wird, gibt es allerdings nicht. Bei der Menge an Studienfächern wäre das auch sehr aufwendig, für jeden einzelnen Interessenten müsste ja ein Studiengang angeboten werden. Gehörlose studieren deshalb zusammen mit Hörenden an Universitäten und nutzen Gebärdensprachdolmetscher.

Wie nehmen sie das Selbstbild von Gehörlosen wahr?

Seit der Anerkennung der Deutschen Gebärdensprache als eigenständige Sprache treten Gehörlose immer öfter selbstbewusst mit ihrer Kultur und Sprache in der Öffentlichkeit auf. 2012 waren zum Beispiel die Deutschen Gehörlosenkulturtage in Erfurt. Da gab es unter den Erfurtern erstaunte Reaktionen darauf, dass viele Menschen nur gestikulierend durch die Stadt liefen. Natürlich gibt es aber auch vereinzelt noch das Missverständnis, man würde sie mit Verachtung ansehen und nicht einfach aus Interesse an Gebärdensprache. Es gibt auch unter Gehörlosen Vorurteile und Fehleinschätzungen über Hörende, genau wie umgekehrt.

Frau Hayn, wir danken Ihnen für das Gespräch!

Jana Hayn (1981) hat in Zwickau Gebärdensprachdolmetscher studiert und arbeitet seit 2005 in diesem Beruf.

Das komplette Interview findet ihr auf unique-online.de

Krieg der Erinnerung

Lettland wurde im Zweiten Weltkrieg sowohl von den Nazis als auch von den Sowjets besetzt, Letten kämpften auf beiden Seiten. Das sorgt heute für lebhafte Kontroversen.

von Katja Wezel

Der Zweite Weltkrieg war für Lettland auch ein Bürgerkrieg: Sowohl Deutsche als auch Sowjets hatten Letten eingezogen, so dass in den Jahren 1943 bis 1945 auf beiden Seiten – teils freiwillig, meist jedoch unfreiwillig – lettische Soldaten kämpften. Nach 1944/1945 wurde Lettland erneut Teil der UdSSR und in dieser Zeit wurden alle Veteranen, die auf sowjetischer Seite gegen den „Faschismus“ in den Krieg gezogen waren, als Helden geehrt. Hingegen gab es kein offizielles Gedenken an die „Lettischen Legionäre“ – so die lettische Eigenbezeichnung –, die auf deutscher Seite gekämpft hatten und deswegen geächtet wurden. Nur im Privaten war es möglich, sich an jene zu erinnern, die gegen die Besetzung Lettlands durch Sowjettruppen gekämpft hatten und am Ende des Krieges in Scharen in Stalins GULag abtransportiert worden waren.

Nach 1991 änderte sich die geschichtspolitische Lage: Die Mehrheit der Bevölkerung wollte nun endlich der „Lettischen Legionäre“ gedenken. Denn aus ihrer Sicht waren sie die Helden – sie hatten gegen den erzwungenen Beitritt Lettlands zur Sowjetunion gekämpft. Das Interesse, den lettischen Anteil an den Veteranen der Roten Armee zu erforschen, war hingegen sehr gering. Nur langsam beginnt man die Dimensionen des Zweiten Weltkriegs als Bürgerkrieg und „Bruderkrieg“ zu begreifen.

Umstrittene SS-Legionäre

Die Erinnerungsliteratur an die „Lettischen Legionäre“ floriert. Das Gedenken an diese Soldaten, die neben der lettischen Flagge auch das SS-Zeichen getragen hatten, ist jedoch auf diplomatischer Ebene höchst problematisch: Gerade ausländischen Besuchern ist es schwer zu vermitteln, warum jährlich am 16. März Veteranen und deren Angehörige zum Freiheitsdenkmal pilgern, um in Erinnerung an die „Lettischen Legionäre“ Blumen niederzulegen. Der 16. März ist kein offizieller Gedenktag. Die privat organisierte, offiziell aber genehmigte Zeremonie ruft dennoch regelmäßig Irritationen bei internationalen Beobachtern hervor. Wie ist es möglich, dass in einem demokratischen EU-Mitgliedsstaat SS-Soldaten geehrt werden?

Um die lettische Sichtweise nachvollziehen zu können, bedarf es zunächst eines Blicks auf die Hintergründe. Die „Lettische Legion“, im nationalsozialistischen Sprachgebrauch „Lettische SS-Freiwilligenlegion“ genannt, hatte neusten lettischen Forschungen zufolge nur ca. 15 Prozent freiwillige Rekruten. Alle anderen erhielten einen Einberufungsbefehl und wurden vor die Wahl gestellt, entweder als Zwangsarbeiter ins Reich geschickt zu werden oder in den Reihen der SS zu kämpfen. Der Beitritt wurde dadurch attraktiv, dass die beiden gebildeten „Lettischen Legionen“ einem einheimischen Kommandeur unterstanden und neben dem SS-Zeichen auch die lettische Flagge auf ihrer Uniform tragen durften. Zudem gab es Verhandlungen über eine Autonomie Lettlands im Reichskommissariat Ostland. Jene Letten, die unter dem Abzeichen der SS in den Zweiten Weltkrieg zogen, verstanden sich daher als Nationalkämpfer, die eine erneute Besatzung durch sowjetische Truppen verhindern wollten. Die Erinnerung an das erste Jahr der sowjetischen Besatzung ab Sommer 1940 und an die darauf folgenden stalinistischen Massendeportationen, im Zuge derer mehr als 15.000 Letten nach Sibirien verschleppt wurden, waren noch sehr frisch. Gerade Angehörige der lettischen Elite und Armee hatten Freunde oder Verwandte verloren. Dies gab dem Kampf gegen die sowjetische Armee Auftrieb und ließ die deutschen Besatzer als das „kleinere Übel“ erscheinen.

Dagegen spielt die Erinnerung an den Holocaust für die meisten Letten heute eine untergeordnete Rolle: Die zirka 70.000 lettischen Juden, die während der deutschen Besatzung ermordet wurden, werden in der Erinnerung überlagert von den insgesamt geschätzt 119.000 Letten, die zwischen 1940 und 1953 vom sowjetischen Innenministerium NKWD verhaftet und ermordet oder aber im Zuge der stalinistischen Deportationen abtransportiert wurden. Vielen gelang

Katja Wezel

studierte Geschichte und Englisch in Heidelberg, Aberystwyth und St. Petersburg. 2011 promovierte sie in Heidelberg mit einem Thema zur lettischen Geschichtspolitik und Erinnerungskultur. Seit 2013 hat sie eine DAAD-Langzeitdozentur für deutsche und baltische Geschichte an der Universität Pittsburgh inne.

Mail: wezel@pitt.edu

Appell der „Lettischen SS-Freiwilligenlegion“ (1943), Demonstranten mit lettischen Fahnen beim jährlichen Gedenken (2012)

es trotz widrigster Bedingungen in den sibirischen Sonderansiedlungsgebieten zu überleben und zurückzukehren – sie blieben jedoch ihr Leben lang gezeichnet von der Deportationserfahrung. Besonders schwer wiegt die Tatsache, dass die Erinnerung an den Holocaust in der Sowjetunion zwar ideologisiert, jedoch immerhin Teil des offiziellen Gedenkens war, während das Gedenken an die Opfer des Stalinismus ins Private und in den Untergrund verbannt wurde. Letten fühlten und fühlen sich selbst als Opfer beider Diktatoren – Hitlers und Stalins. Gleichzeitig wiegt für sie die doppelte sowjetische Besatzung 1940 bis 1941 und ab 1945 sowie die anschließende Sowjetisierung als Teilstaat der UdSSR schwerer, als die dreijährige deutsche Besatzung während des Zweiten Weltkriegs. Daher möchten sie nun endlich „ihrer Helden“, der „Lettischen Legionäre“ gedenken. Die andauernde Erinnerung der sowjetischen Veteranen, die nach wie vor die These der Befreiung Lettlands von den deutschen Besatzern hochhalten, ist ihnen ein Dorn im Auge.

Dies führt in Lettland zu einem bizarren Erinnerungskrieg, der jedes Jahr erneut aufflammt. Während die Gruppe der Veteranen, die am 16. März Blumen am lettischen Freiheitsdenkmal niederlegt, um an die „Lettische Legion“ zu erinnern, jedes Jahr kleiner wird, schwillt hingegen die Gruppe jener, die am 9. Mai des Sieges über die Wehrmacht gedenkt, Jahr um Jahr an. Dabei wird die Erinnerung an die Soldaten der Roten Armee, darunter auch etwa 85.000 Letten und Lettinnen, die auf sowjetischer Seite im Zweiten Weltkrieg kämpften, stark von russischer Seite beeinflusst. Der russische Fernsehsender „Erster Baltischer Kanal“ versorgt Lettland, aber auch Estland und Litauen mit Nachrichten aus Russland und dominiert die Meinungsbildung.

Gescheiterte Nationsbildung?

Für die gesamte russischsprachige Bevölkerung Lettlands ist der 9. Mai zum umfassenden Erinnerungsort geworden. Er ist nicht mehr nur der Gedenktag der Veteranen der Roten Armee, sondern aller, die sich seit 1991 vom lettischen Nationsbildungsprozess ausgeschlossen fühlen. Aufgrund der schwierigen demographischen Lage – in der letzten sowjetischen Volkszählung 1989 zählten die Letten nur noch 52 Prozent der Bevölkerung in ihrem eigenen Land – wurden die sogenannten sowjetischen Siedler, Veteranen und Arbeitsmigranten, die sich nach 1945 in Lettland niederließen, in den 1990er Jahren vom dortigen Nationsbildungsprozess ausgeschlossen. Sie erhielten nicht automatisch die Staatsbürgerschaft, was zwei Drittel der russischsprachigen Bevölkerung Lettlands zu „Nichtbürgern“ machte. Erst auf Druck internationaler Akteure wie der OSZE und der EU wurde das Einbürgerungsgesetz vereinfacht. Seither hat die Mehrheit der in Lettland lebenden Russen, Ukrainer und Belarussen die lettische Staatsbürgerschaft erworben. Dennoch fühlen sie sich ausgeschlossen. Besonders die Erinnerung an die Sowjetzeit als Periode des Leids und der Okkupation deckt sich nicht mit ihrer Perspektive.

Der 9. Mai ist nun zu einem Erinnerungsort geworden, an dem sich die russischsprachige Bevölkerung Rigas feiert. Es ist ein Volksfest, das jedes Jahr größer wird und von der Administration der lettischen Hauptstadt unterstützt wird, die seit 2009 einen russischen Bürgermeister hat. Die lettische Regierung hingegen betrachtet dieses Gedenken an den „Sieg über Hitlerdeutschland“ und die „Befreiung vom Faschismus“ mit Argwohn. Denn in ihrem Geschichtsnarrativ war der 9. Mai keine Befreiung, sondern führte zu einer erneuten Besetzung durch die Rote Armee, die erst mit dem Abzug der letzten sowjetischen Truppen 1994 endete.

Die in Lettland aufeinander treffenden Narrative sind so unterschiedlich, dass sie nur schwer in Einklang zu bringen sind. Jedoch sind die lettischen Historiker, die nun interdisziplinär mit Beteiligung von Anthropologen und Soziologen allmählich den Knoten der Erinnerung zu entzerren beginnen, mit aktuellen Forschungsprojekten wie dem Sammelband *Divas Puses* (‚Zwei Seiten‘) einen Schritt weitergekommen: Nur wenn es den Historikern gelingt, beide Seiten der Geschichte zu erzählen, wird es möglich sein, die Erinnerungskonflikte in Lettland beizulegen. □

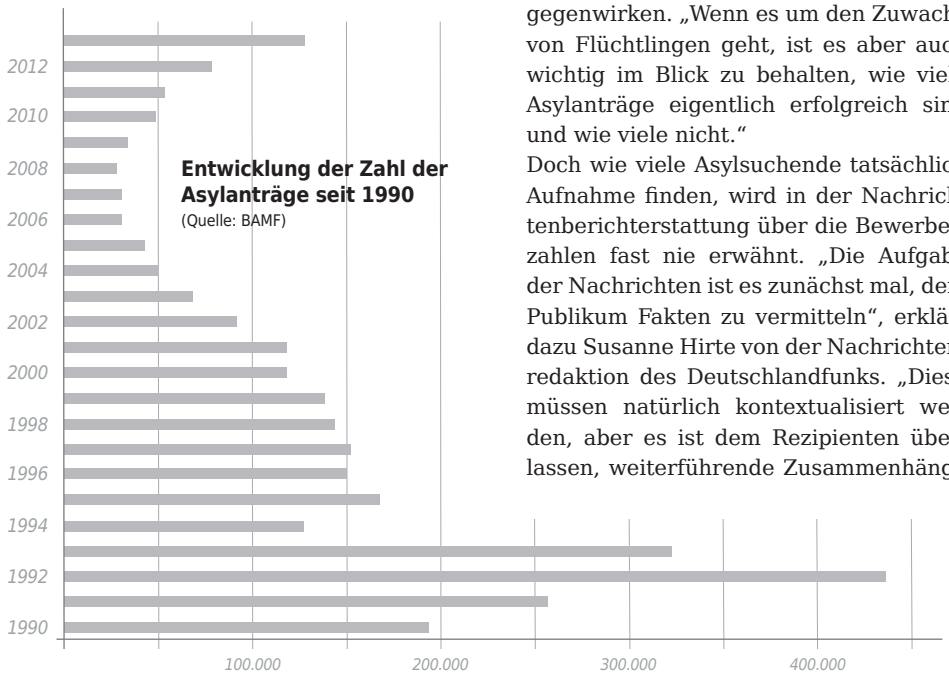
Das „volle Boot“ revisited?

Zahlen sind schlagende Argumente – doch nur, wenn sie auch in ein Verhältnis gesetzt werden. Fakten und Fehler in der medialen Berichterstattung zu den Asylbewerberzahlen in Deutschland.

von Frank

Rostock Lichtenhagen, brennende Molotowcocktails, ein johlender Mob: Diese Bilder prägen die kollektive Erinnerung an den beschämenden Tiefpunkt der Asyldebatte Anfang der 90er Jahre. Nicht nur Politik und Polizei zogen damals Kritik auf sich – auch die mediale Berichterstattung über das „volle Boot“ und den „Ansturm der Armen“ hatte ihren fragwürdigen Beitrag geleistet. Deutschland, so der damals vermittelte Eindruck, stehe quasi kurz davor, von Flüchtlingen überrannt zu werden.

In der Tat erreichten die Asylbewerberzahlen 1992 den bislang höchsten Wert (ca. 439.000), waren aber schon zwei Jahre später auf weniger als ein Drittel dessen abgeflaut. In den letzten Jahren war das Thema dann größtenteils von der medialen Vorderbühne verdrängt, bis es durch den Bürgerkrieg in Syrien und die damit verbundene Flüchtlingskatastrophe wieder neue Brisanz erhielt – und durch die Proteste in mehreren Städten gegen die Eröffnung neuer Asylbewerberunterkünfte.



Unbestritten stieg die Zahl von Asylbewerbern in den letzten drei Jahren wieder an; 2012 waren es in Deutschland ca. 77.000, EU-weit der höchste Wert – jedenfalls in absoluten Zahlen. In Relation zur Einwohnerschaft fand sich das bevölkerungsreichste Land der EU damit allerdings nur auf Platz 10, hinter Ländern wie Malta, Schweden, Belgien, Österreich oder der Schweiz. Der Medien- und Kulturwissenschaftler Matthias Thiele begrüßt, dass in der Berichterstattung über Asylbewerberzahlen mittlerweile häufiger solche Verhältnismäßigkeiten präsentiert werden, die dem „denormalisierenden Effekt“ der großen Zahl entgegenwirken. „Wenn es um den Zuwachs von Flüchtlingen geht, ist es aber auch wichtig im Blick zu behalten, wie viele Asylanträge eigentlich erfolgreich sind und wie viele nicht.“

Doch wie viele Asylsuchende tatsächlich Aufnahme finden, wird in der Nachrichtenberichterstattung über die Bewerberzahlen fast nie erwähnt. „Die Aufgabe der Nachrichten ist es zunächst mal, dem Publikum Fakten zu vermitteln“, erklärt dazu Susanne Hirte von der Nachrichtenredaktion des Deutschlandfunks. „Diese müssen natürlich kontextualisiert werden, aber es ist dem Rezipienten überlassen, weiterführende Zusammenhänge herzustellen. Vieles davon können wir schlechterdings nicht aufgreifen: Das würde den Rahmen der Nachrichten massiv sprengen“, so die Journalistin. Auch solle man den so genannten „Wasserstandsmeldungen“ zur Zahl der Asylanträge nicht per se ihren Informationsgehalt absprechen.

Doch was der Rezipient wahrnimmt, sind zunächst nichts als hohe – vielleicht sogar als bedrohlich empfundene – Zahlen, die mit der Menge tatsächlich aufgenommener Flüchtlinge kaum etwas zu tun haben. Denn die Entscheidung über die Asylanträge zieht sich meist über Monate, manchmal Jahre hin. Ausnahmen bilden derzeit drei Gruppen, über deren Gesuche in der Regel vergleichsweise zügig entschieden wird, berichtet Bernd Mesovic, stellvertretender Geschäftsführer von PRO ASYL Deutschland: „Asylgesuche syrischer Flüchtlinge werden meist zeitnah anerkannt. Bewerber vom Balkan, meist Roma, werden fast alle abgelehnt – mit im EU-Vergleich ungewöhnlicher Rigidität.“ Asylsuchende aus der russischen Föderation – überwiegend Tschetschenen – würden in der Regel in das Land zurückgeschickt, über das sie nach Deutschland eingereist sind, also Polen.

Besonders die Asylgesuche der beiden erstgenannten Gruppen sind es, die die Gesamtzahl der Asylbewerber 2013 stark hatten ansteigen lassen – bis Ende Oktober auf über 100.000, eine Steigerung gegenüber dem Vorjahreszeitraum von etwa 64 Prozent. Bereits im Sommer 2013 hatte der damalige Innenminister Friedrich solche Zahlen „alarmierend“ genannt.

In der Bevölkerung würden aber Unterschiede zwischen den Flüchtlingsgruppen gemacht, beobachtet Bernd

Mesovic: „Ich nehme es so wahr, dass die Stimmung für eine Aufnahme von Syrern nicht negativ ist. Durch die Medien ist die Krise präsent und die Gründe der Flucht können nachvollzogen werden.“ Anders ist das etwa im Falle der Roma: Hier identifiziert Mesovic eine „teils üble Stimmungsmache mit dem Thema ‚Armutszuwanderung’, auch in den Medien“.
Asylsuchende aus afrikanischen, medial weniger präsenten Ländern werden ähnlich oft als Armutsflüchtlinge gesehen. „Auch durch die Bilder der Lager in Lampedusa – eine Szenerie des Überquellenden, der ‚Schmutzfluten‘ – entsteht schon eine Art Bedrohungsszenario“, erklärt Medienwissenschaftler Thiele. Zudem finde sich in den Medien bisweilen noch immer die Metaphorik des „vollen Bootes“ und der Flut. Insgesamt sieht er jedoch, anders als in den 90er Jahren, eine differenziertere Berichterstattung und ein stärkeres journalistisches Bewusstsein für die Sensibilität des Themas.
Auch Bernd Mesovic von PRO ASYL bestätigt: „Es wird nicht mehr so verantwortungslos wie damals berichtet, von Ausreißern in der Boulevardpresse einmal abgesehen. Viele Medien sind durchaus kritisch, fragen auch bei uns nach.“ Die Gründe dafür sieht er nicht nur in den brennenden Asylbewerberheimen der 90er Jahre, sondern auch im Rechtsterrorismus des NSU: „Im Hinterkopf von allen, die halbwegs verantwortungsbewusst denken, gibt es eine gewisse Scham darüber, dass so etwas in Deutschland passieren konnte“, erklärt Mesovic, und fügt hinzu: „Auch, weil das Ausland nicht blind für so etwas ist.“ □

Freiheit, Brot und Würde? – Ägypten fast drei Jahre nach der Revolution

Mubarak ist zurückgetreten, doch die Wirtschaft ist marode und die Armee so mächtig wie zuvor. Ein Ausblick auf das neue Ägypten des „Arabischen Frühlings“.

von Jasmin Elshamy

Freiheit, Brot und Würde! Das forderten die Ägypter lautstark vor knapp drei Jahren auf dem Tahrirplatz in Kairo, dem Platz der Befreiung. Ihr vornehmliches und gemeinsames Ziel, den Rücktritt ihres seit 30 Jahren amtierenden Präsidenten Husni Mubaraks, erreichten sie. Doch seitdem hat sich die Situation für die Ägypter in vielerlei Hinsicht verschlechtert. Sichtbar wird dies unter anderem durch die immer gleichen Szenen, die seit drei Jahren das Bild Ägyptens bestimmen: Demonstrationen, Aufstände, Straßenschlachten, mehr oder minder gewaltsames Eingreifen von Seiten des Sicherheitsapparates. Dies spricht aber auch dafür, dass sich etwas bewegt hat. Viele Ägypter sind nun ermutigt, sich zu organisieren und gehen für ihre Forderungen trotz widriger Umstände auf die Straße.
Seit einigen Monaten regiert in Ägypten wieder ein autoritäres Regime: Die Armee zieht die Fäden im Land. Die Militärherrschaft begann mit der Absetzung des ersten demokratisch gewählten Präsidenten des Landes, Muhammed Mursi. Ein Teil der Gesellschaft, überwiegend Anhänger der Muslimbruderschaft, sieht dies als militärischen Coup an, ein anderer Teil als zweite Revolution, einen militärisch gestützten Volksaufstand.

Freiheit und Würde

Die Armee zeigte sich nach der Machtübernahme – erneut, wie schon nach der ersten Revolution – von ihrer brutalsten Seite. Dabei ist unklar, ob sie eine Taktik verfolgt (die Radikalisierung ihrer Gegner, um die eigene Gewalt zu legitimieren) oder ob es sich schlicht um ad-hoc-Reaktionen handelt. Im Visier standen zunächst die Mursi-Unterstützer, die seit seinem Sturz fast täglich demonstrieren. Der Höhepunkt des militärischen Eingreifens war die gewaltsame Räumung zweier Protestlager, wobei in wenigen Tagen mehrere hundert Menschen zu Tode kamen. Es folgte die Inhaftierung tausender Muslimbrüder, das Verbot der Muslimbruderschaft und schließlich ein neues Demonstrationsgesetz. Dieses sieht die Anmeldung einer Demonstration drei Tage im Voraus vor – die Zustimmung muss der Innenminister geben, sofern er die öffentliche Sicherheit nicht in irgendeiner Weise bedroht sieht. Zudem erlaubt es den Sicherheitskräften, alle Mittel zur Auflösung eines Protestes anzuwenden, sollten sie die nationale Sicherheit gefährdet sehen.
Der Zeitpunkt dieses Gesetzes, beabsichtigt oder nicht, wirkt auch strategisch clever: nämlich kurz vor der Verlautbarung des neuen Verfassungsentwurfes, über den die Ägypter Mitte Januar in einem Referendum abstimmen. Inhaltlich sichert dieser Entwurf dem Militär weiterhin einen hohen Einfluss. So würde die Wahl sowie die Entlassung des Verteidigungsministers in den ersten zwei Legislaturperioden von der Zustimmung der Armee abhängen. Der Militär-Haushalt bliebe weiterhin unkon-

trolliert. Auch die bereits unter Mubarak stark kritisierte Möglichkeit, Zivilisten vor ein Militärgericht stellen zu können, sieht der Verfassungsentwurf vor. Andererseits garantiert er jedoch auch mehr Rechte als die vorherige Verfassung: Er würde beispielsweise den Staat dazu verpflichten, die Unabhängigkeit der Medien zu gewährleisten. Zudem sollen Frauen die gleichen Rechte wie Männern eingeräumt werden. Das Demonstrationsgesetz, aber auch die neue Verfassung, riefen Unmut hervor. Liberale, die sich bereits seit Ende September 2013 als dritte Kraft neben Muslimbrüdern und Militär und gegen beide positionierten, veranstalteten Demonstrationen. Die Folge: Mindestens 22 Aktivisten wurden verhaftet, darunter prominente Gründer der Demokratiebewegung, die bereits 2011 aktiv die Revolution vorbereiteten. Damit ging das Militär erstmals auch gegen die Demokratiebewegung vor. Im Ägypten dieser Tage gilt in noch schärferen Maße, was auch unter Mubarak galt: Andersdenkende werden nicht geduldet, die Medien verbreiten die Sicht der Armee. Nach wie vor kommt es fast täglich zu Auseinandersetzungen zwischen Armee und Demonstranten, wobei es immer wieder viele Verletzte und Tote gibt.

Das Brot und das Leben

Insgesamt geht es dem Land wirtschaftlich wesentlich schlechter als vor drei Jahren. Dies wirkt sich unmittelbar auf das Leben vieler Ägypter aus. Die Touristen bleiben fern, womit eine der Haupteinnahmequellen wegfällt. Ausländische Unternehmen stellen ihre Produktion ein oder schließen gar. Dies hat zur Folge, dass die in Ägypten ohnehin sehr hohe Arbeitslosigkeit, die besonders junge Menschen betrifft, weiter anwächst. Aufgrund der steigenden Inflationsrate werden die Lebenshaltungskosten teurer. Kleinunternehmer und Straßenverkäufer haben besonders unter dem Nachfragerückgang zu leiden. Bereits vor der Revolution lebte fast die Hälfte der Bevölkerung in Armut: Zahlen der offiziellen ägyptischen Statistikagentur zufolge lebten im Jahr 2011 25,2 Prozent der Ägypter unter der Armutsgrenze, 23,7 Prozent nur knapp darüber. Dieses Jahr waren es bereits 26,3 Prozent, was bedeutet, dass 800.000 Menschen mehr von Armut betroffen sind, die Hälfte davon junge Menschen unter 30.

Also noch mal Revolution?

In diesem Kontext ist auch das Einfrieren von Geldern der Muslimbruderschaft kritisch zu sehen: Sie übernahm seit Jahren wohlfahrtsstaatliche Aufgaben und versorgte arme Menschen mit Nahrungsmitteln, kostenlosen Behandlungen, Arzneimitteln, Schulbüchern und weiterem. Der Staat ist derzeit kaum in der Lage, diese Aufgaben zu übernehmen.

Zu der wirtschaftlich schlechten Lage kommt eine größere Unsicherheit auf den Straßen. Einerseits durch die Demonstrationen, Gegendemonstrationen und Eingriffe des Sicherheitsapparates, andererseits dadurch, dass Polizisten nach wie vor nur dann eingreifen, wenn sie es für angemessen halten. Übergriffe auf Frauen beispielsweise werden ignoriert.

Wenn man die Situation heute mit der von vor drei Jahren vergleicht, kann man durchaus davon ausgehen, dass ein Großteil der Bevölkerung nach wie vor unzufrieden ist. Vorrangig sind es die Muslimbrüder-Anhänger, die den Sturz des demokratisch gewählten Präsidenten als einen Coup des Militärs ansehen und sich dagegen wehren. Aber auch die Anzahl von Menschen, die trotz Befürwortung dieser Machtübernahme der Armee kritisch gegenüberstehen, wächst. Nicht zu vernachlässigen ist außerdem die Gruppe der Arbeiter. Sie streiken in unregelmäßigen Abständen immer wieder, um Lohnerhöhungen durchzusetzen oder versprochene Bonuszahlungen zu erhalten. Auch hier greift die Armee meistens gewaltsam ein. Diese Gruppe zeigte schon 2011, was sie durch Streiks bewirken kann: Allein die Androhung eines Generalstreiks führte letztlich zur Intervention der Armee und dem Rücktritt Mubaraks. Auch die Armen hätten Gründe, erneut auf die Straße zu gehen, die jungen Menschen, die damals die Hauptinitiatoren der Revolution waren, ebenfalls: Ihre Lebensumstände haben sich verschlechtert.

Diesen Gruppen gegenüber stehen jedoch diejenigen, die die Herrschaft des Militärs befürworten. Diejenigen, die endlich Ruhe wollen und sich Stabilität wünschen, koste es was es wolle. Diejenigen, die sich nach einem „starken Mann“ sehnen, verkörpert in General al-Sisi. Andere träumen bereits von einer neuen Revolution und hoffen auf eine nachhaltige Überwindung der alten Eliten, der Generäle, ihrer Anwälte, Richter und Medien. Einen gemeinsamen Traum, eine einigende Vorstellung von der Zukunft Ägyptens gibt es nicht. Im Gegenteil, jeder hat seine eigene Vision von dem, was richtig ist und was Freiheit, was Islam, was Demokratie bedeutet. Zu beobachten ist aber auch eine Änderung im Bewusstsein vieler: Sie haben eine politische Meinung und treten dafür ein – sei es für al-Sisi, für die Muslimbrüder oder für einen dritten Weg. Solange die Bevölkerung nicht damit aufhört, immer wieder für ihre Rechte einzutreten – und das scheint sie sich seit Beginn der Revolution nicht mehr nehmen zu lassen –, wird es zumindest keinen Stillstand in Ägypten geben. Ob jedoch ein demokratischer Wandel folgen wird, bleibt abzuwarten. □

Jasmin Elshamy

(28) hat Politikwissenschaft, Islamwissenschaft und Angewandte Ethik in Jena studiert. Sie schrieb ihre Abschlussarbeit über die Entstehungsgründe der Ägyptischen Revolution und arbeitet derzeit an einem Dissertationsexposé zum Thema Frauen und Revolution.

Mail: Jasmin.Elshamy@googlemail.com

Die Hand als Projektionskammer

Volker Gerling ist Daumenkino-Künstler und präsentiert seine Schöpfungen auf der Straße. Über seine Erlebnisse hat er ein Buch verfasst.

von Carolin

Ein Mann zieht sich die Mütze vom Kopf. Das lange Kopfhaar einer jungen Frau weicht einer Glatze. Ein Mädchen altert um sechs Jahre, wobei ihr selbstbewusstes Lächeln dasselbe bleibt. In wenigen Sekunden können sich diese Geschichten abspielen, zwischen den Fingern, im Rahmen einer besonderen Vorstellung. Der Künstler, Volker Gerling, ist Deutschlands erster Daumenkinograph. Seine kleinstformatigen Filme präsentiert er nicht in festen Spielstätten, sondern auf der Wanderschaft. Angeordnet auf einem Bauchladen trägt er seine Werke mit sich herum, um sie Neugierigen zu zeigen. Die erste dieser Reisen, unternommen im Jahr 2003, führte ihn in drei Monaten zu Fuß von Berlin bis nach Basel. Von ihr berichtet er in seinem 2013 erschienenen Buch *Bilder lernen laufen, indem man sie herumträgt*. Seither sind diese „Wanderausstellungen“, wie Gerling sie nennt, zu einem Grundprinzip seiner Arbeit geworden. Geld nimmt er keines mit, dafür aber seine fertigen Kurzkinos. Unterwegs trifft er Menschen, die seine Vorführungen besuchen, ihm dafür ein paar Münzen, eine Mahlzeit, einen Schlafplatz für die Nacht überlassen – und oftmals ein Stück ihrer eigenen Geschichte. Denn um das Erzählen, vorrangig in Bildern und nun in Buchform, ging es Gerling stets.

In den späten 90er Jahren treibt den Berliner Filmstudenten die Idee umher, mit einer motorisierten Spiegelreflexkamera Filme zu drehen. Einzig das Gestellte, Arrangierte liegt ihm nicht. Schließlich gibt ihm die Mechanik seiner Nikon-Kamera die entscheidende Idee zur Überwindung der Pose ein: Drei Bilder schafft sie pro Sekunde; zwölf Sekunden dauert es also, bis ein Kleinbildfilm mit 36 Bildern belichtet ist. Über diese Zeitspanne schüttelt der laut ratternde Motor seiner Kamera die Porträtierten regelrecht aus ihrer Reserve. Mit der Feststellung, dass Gerling nicht nur ein Bild von ihnen macht, sondern schier nicht aufhören will, entstehen kurze Momente der Irritation. In den 36 Bildern, die ein jedes von Gerlings Daumenkinos hat, entblättern sich im wörtlichen Sinne Persönlichkeiten. So spielt er denn auch mit dem gewaltvollen Element der Kamera – die „schießt“ – und setzt es in Beziehung zu dem empathischen Grundzug seiner Bilder, in denen stets etwas Spontanes, Ehrliches zum Vorschein kommt.

Für den Besucher seiner Wanderausstellung werden diese Momente, in Daumenkinos gebunden, greifbar. „Die Hände derjenigen, die offen und neugierig genug waren, meine Daumenkinos zu betrachten, wurden zu einer Projektionskammer.“ So metaphorisch ist Gerlings Sprache in *Bilder lernen laufen, indem man sie herumträgt* nur selten. Vielmehr wählt er seine Stilmittel mit Bedacht, vermeidet Phrasen und Worthülsen. Die Dimension der Erfahrung ist für seine Kunst unabdingbar. Daher muss man sich durch seine Bilder blättern und daher muss er selbst mit ihnen durch das Land ziehen. Entscheidend ist auch, dass er dabei den Kokon

der Berliner Kunstinteressierten-Welt verlässt, um den „Wert“ seiner Bilder außerhalb eingeweihter Zirkel und in der geographischen Peripherie zu erproben. Schreibend findet Gerling für diesen Lebensmodus einen Ausdruck, der auf den ersten Blick ebenso unspektakulär erscheint, wie seine Fotografien. Der Autor reißt den Leser nicht gleich mit und prahlt trotz seiner Affinität zum Schaustellertum nicht mit Sensationellem. Stattdessen hält er sich an die Schlichtheit, die auch dem Leben auf Wanderschaft zu eigen ist.

Damit überzeugt er Schritt für Schritt – den skeptischen Passanten am Wegesrand wie den Leser. Da fotografiert und schreibt jemand, der sich berauschen kann an der vermeintlichen Einfachheit des Lebens, an der Mannigfaltigkeit möglicher Lebensentwürfe. „Meine Aufgabe ist es, da zu sein, neugierig und offen zu bleiben.“ Gerling zufolge sind es die Lücken zwischen seinen Bildern, die ihnen ihre besondere Anziehungskraft verleihen. Immer sind Geschichten angedeutet, die die Bilder mittragen und die all seine Protagonisten mit sich herumtragen, wenn auch weniger offensichtlich als Gerling seinen Bauchladen. □

Volker Gerling
Bilder lernen laufen, indem man sie herumträgt. Zu Fuß durchs Land.
METROLIT-Verlag 2013
256 Seiten
18,99 €

„JEDE MENGE MUSIK
GIBT ES BEI THALIA IN DER „NEUEN MITTE“

Besuchen Sie unsere
Musikabteilung im Erdgeschoss!

ÜBRIGENS:
IHRE
STUDIEN-
LITERATUR
FINDEN SIE
BEI UNS IM OBER-
GESCHOSS

Jenaer Universitätsbuchhandlung Thalia
„Neue Mitte Jena“ • Leutragraben 1 • 07743 Jena
Tel. 03641 4546-0 • thalia.jena-neuemitte@thalia.de

Thalia.de
Entdecke neue Seiten.
www.thalia.de

Anzeige

Kleine Figuren, großer Künstler

Aus Brüssel kommen nicht nur urinierende Statuen und lästige EU-Verordnungen – es ist auch die Welthauptstadt des Comics. André Franquin, einer der Wegbereiter dieser künstlerischen Tradition, wäre Anfang Januar 90 Jahre alt geworden.

von David

Sein Schwanz kann bis zu acht Meter lang werden und dient als schlag- und würgekräftige Verteidigungswaffe gegen allerlei Feinde. Sein Fell ist gelb mit schwarzen Punkten. Seine Leibspeise sind tropische Früchte, Ameisen und Piranhas. Er ist das Marsupilami, und sein Erschaffer ist André Franquin.

Der Belgier gehörte in den 1950er und 1960er Jahren zu den Stammzeichnern des Comic-Magazins *Le journal de Spirou*, einem der zentralen Aushängeschilder belgischer Comic-Kunst. Diese entwickelte nach dem Zweiten Weltkrieg eine so große Wirkungskraft, dass zahlreiche europäische Comic-Künstler (unter anderem *Astérix*-Autor René Goscinny) nach Brüssel zogen. Seit Jahrzehnten gilt der Comic in Belgien als vollwertige Kunstgattung, geradezu als integraler Bestandteil der nationalen Kultur. André Franquin hatte an dieser Entwicklung maßgeblichen Anteil. Ausgerechnet Hergé, der Erfinder von *Tim und Struppi* und Übervater des modernen belgischen Comics, sagte einmal über ihn: „Er ist ein großer Künstler, und verglichen mit ihm bin ich nur ein armseliger Zeichner."

Franquin wurde am 3. Januar 1924 in Etterbeek geboren, wo auch Hergé knapp 17 Jahre zuvor auf die Welt gekommen war. Nach einer Ausbildung an einer katholischen Kunstschule begann er zunächst, in einem Animationsfilmstudio zu arbeiten. Dort lernte er die Zeichner Morris (der spätere *Lucky Luke*-Schöpfer) und Peyo (der bald die *Schlümpfe* erfand) kennen. Als das Studio kurz nach dem Weltkrieg pleite ging, fanden alle drei eine Anstellung beim Magazin *Spirou*. Dessen Hauptzeichner Jijé war zu diesem Zeitpunkt mit den vielen Serien des Magazins völlig überfordert, und überließ dem jungen Franquin die weitere Ausgestaltung der 1938 lancierten *Spirou & Fantasio*-Reihe. Nach und nach prägte er sie mit seinem Stil und bereicherte sie um viele neue Nebenfiguren: unter anderem eben das Marsupilami. Ob Abenteuergeschichten, Krimi-Szenarien, Dinosaurier-Fantasy, Komödie, ätzende Polit-Satire oder Thriller – Franquin verhalf der Serie zu einer beeindruckenden Genre-Vielfalt.

Mit ihr hat er auch seinen persönlichen Stil weiterentwickelt: eine hochgradig expressive Figuren-Mimik, eine beeindruckend plastische Räumlichkeit, eine minutiöse und detailreiche Gestaltung von Hintergründen. Besonders wird Franquin für seine Fähigkeit, Bewegung sichtbar zu machen, gelobt. Die *Spirou & Fantasio*-Reihe führt ihn aber 1961 zu einem schweren Nervenzusammenbruch: permanenter Termindruck, zunehmende Frustration mit der *Spirou*-Serie und starke künstlerische Selbstzweifel zollen ihren Tribut – Franquin wird für fast anderthalb Jahre arbeitsunfähig.

Nach seiner Genesung gibt der Belgier *Spirou & Fantasio* an einen Nachfolger ab, und widmet sich verstärkt jener Lieblingsfigur, die er 1957 erfunden hat: Gaston Lagaffe. Der tollpatschige Büroangestellte, der in der Redaktionsabteilung eines Comicmagazins arbeitet, wird auch zu Franquins Sprachrohr in gesellschaftlich-politischen Belangen. Denn der anarchische Gaston sorgt nicht nur auf humorvolle Weise für Trubel im Redaktionsalltag. Der große Tierliebhaber setzt sich auch für den Schutz von Fauna und Flora ein, und führt einen permanenten und irrsinnig witzigen Kleinkrieg gegen alle möglichen Autoritäten – sei es die Armee, die Polizei oder Parkuhren.

Nach einem erneuten depressiven Zusammenbruch Anfang der 1980er Jahre zieht sich Franquin weitestgehend zurück. Er wirkt als Berater beim Marsupilami-Spinoff und zeichnet noch gelegentlich Gaston-Geschichten. 1997 stirbt er in Nizza. Seine Figuren leben natürlich weiter, und dank zahlreicher Übersetzungen nicht nur in den Herzen französischsprachiger Leser. Wer in Brüssel vom Hauptbahnhof aus einige Minuten geht, wird rasch die Grasmarkt-Straße finden, der die Stadt mit einer Ehrenplakette einen alternativen Namen verliehen hat: Gaston Lagaffe-Straße. □

Unsterbliche Profile

Nicht nur das digitale Leben folgt gewissen Eigengesetzlichkeiten, sondern auch das digitale Sterben. Menschen, die zurückbleiben, drücken ihre Trauer im Netz aus und erinnern sich – mithilfe von Profilen, die zurückbleiben.

von Carolin

Eine Bar im globalen Nirgendwo: Den Telefonhörer in der Hand ruft die Bedienung den Namen eines Kunden in den Raum – „für Sie." Eine düstere Stimme am anderen Ende der Leitung verkündet dem überraschten Gast: „Der Tod kann dich jederzeit und überall ereilen, selbst in einer Kneipe." Was sich anhört wie die mäßige Wendung in einem Teenager-Horror-Film ist tatsächlich eine vor zwei Jahren international durchgeführte Werbekampagne für eine Facebook-App namens *If I die*. Um an öffentlichen Orten weltweit Kontakt mit den potentiellen App-Nutzern aufzunehmen, wurde deren individueller Standort per *social media tracking* festgestellt, bei dem Daten von Twitter, Facebook-Places und Google ausgewertet werden. Die Stimme am Telefon erinnerte sie nicht nur an das Damoklesschwert des Todes, sondern vor allem daran, mithilfe von *If I die* Statusnachrichten für ihre Hinterbliebenen als letzte Worte vorzuprogrammieren, „bevor es zu spät ist".

Das unproblematische Verhältnis zu Überwachungsmechanismen, das der amerikanischen Kampagne zu eigen war, mag sie besonders erscheinen lassen; der Service, den die App bietet, ist inzwischen durchaus verbreitet. Verschiedene Anbieter ermöglichen es ihren Nutzern, Statusnachrichten für ihr digitales Nachleben auf sozialen Netzwerken zu entwerfen. Bei *deadsoci.al* etwa lässt sich die Veröffentlichung bestimmter Bilder, Nachrichten oder Geburtstagsgrüße über Jahre im Voraus planen.

Das Fortleben der Profile hatten im Jahr 2010 auch die Macher des Online-Portals *stayalive* für sich entdeckt. Sie schufen eine Plattform, die Profile Verstorbener versammelt – der Dienst ist kostenpflichtig, das Layout blau-weiß-sachlich. Die Presse nannte es „Facebook der Toten"; Teilhaber und ehemaliger Focus-Chefredakteur Helmut Markwort bevorzugte hingegen den Terminus „Unsterblichkeits-Portal". Die alte Idee vom ewigen Leben wurde hier zur offenkundigen Grundlage eines Geschäftsmodells. Allerdings ist es seit dem kalkulierten anfänglichen Medienrummel ruhig geworden um *stayalive*.

Virtual Space als Trauerort

Am fehlenden Umgang mit Tod und Trauer im Netz insgesamt liegt das jedoch keineswegs. Dr. Norbert Fischer, Sozial- und Kulturhistoriker an der Universität Hamburg, erforscht die gegenwärtige Trauer- und Erinnerungskultur und beobachtet jene Netzaktivitäten, die Tod und Trauer gewidmet sind, bereits seit ihren Anfängen in den 90er Jahren. „Der Tod ist insgesamt öffentlicher geworden", resümiert er, und werde entsprechend primär auf Plattformen verhandelt, die ohnehin zur Lebensrealität der Nutzer gehören: allen voran Facebook, Twitter, Instagram.

Das Internet bietet Gestaltungsfreiheiten in Bezug auf den eigenen Tod und die Trauer über das Ableben anderer, die der standardisierte Friedhof nicht zulässt. Im Netz werden über Namen und Lebensdaten hinaus Informationen über den Toten und dessen Wirken abruf- und teilbar. Für Trauernde besteht außerdem die Möglichkeit, Reliquien digital zu teilen – für Norbert Fischer stellt dies eine Verlängerung jenes Bedürfnisses dar, dass sich auch in der Installation von Kreuzen am Straßenrand ausdrücke. Gegenüber der bisher üblichen Verdrängung des Todes aus dem Leben an den Stadtrand und in das Innere dicker Friedhofsmauern, suggeriert das Netz Öffentlichkeit, Individualisierbarkeit und Partizipation. Es bündelt damit auch Potenziale zu einer gesellschaftlichen Enttabuisierung des Todes.

Ein Tabu wird dabei jedoch gestärkt: In einer rein digitalen Trauerkultur verschwindet der tote Körper ganz und damit das (Un-)Fassbare: der Körper, der materiell gegeben und doch nicht mehr ist. Trauer ist allerdings stets mit Leiblichkeit, Materialität und Lokalität verknüpft. „Erinnerung braucht Greifbarkeit und einen Ort, nicht jedoch zwingend den des standardisierten Friedhofes", fasst Norbert Fischer zusammen. Ein Konzept, das dieser Überlegung begegnet, hat Andreas Rosenkranz vorgelegt. Auch seine Idee rief in den Medien ein breites Echo hervor. Der Steinmetz integriert QR- und Data-Matrix-Codes in Grabsteine und spielt so mit dem Kontrast von steinerner Solidität und der fehlenden Greifbarkeit des Virtuellen. Gewissermaßen arbeitet er damit den grundsätzlichen Gegensatz des toten Körpers ästhetisch auf. Rosenkranz selbst reflektiert seine Idee pragmatischer: „Die Vorstellung, das Internet sichere Erinnerung und Unsterblichkeit, ist eine Illusion." Gegen den Strom der virtuellen Marktschreier für digitale Unsterblichkeit gesteht der Steinmetz die fehlende Dauerhaftigkeit digitaler Inhalte ein. Zwar versucht er über die Nutzung dynamischer Codes, deren Verlinkungen stetig aktualisiert werden können, zu verhindern, dass der Link am Grabstein irgendwann ins

„Das Ende des Lebens ist der Beginn der Ewigkeit." Der QR-Code auf dem Grabstein komplettiert die Erinnerung an den Verstorbenen – solange der Link besteht.

digitale Nirvana des „Error 404" führt. Denn genau das ist das Schicksal der meisten digitalen Gräber, die auf den virtuellen Friedhöfen der 90er Jahre angelegt wurden. Letztlich kann aber für die Dauerhaftigkeit der digitalen Inhalte keine Garantie geleistet werden. „Deshalb", so Rosenkranz, „ist der Code auch in das Gesamtbild des Steins integriert – damit am Ende noch etwas bleibt, auch wenn der Link versiegt."

Die Reaktionen auf seine Idee spannen sich zwischen den Polen „innovativ" und „pietätlos" auf. Allgegenwärtig ist die Kritik der Unangemessenheit, wann immer es um digitale Formen des Trauerns geht. Ausdrucksformen wie das allzu leicht von der Hand getippte „R.I.P." werden nicht nur von Kulturkonservativen als Banalisierung empfunden. Vor allem die Bildsucht der digitalen Welt bringt zuweilen extreme Formen der Trauer hervor: Das Teilen von sogenannten *selfies*, amateurhaften Selbstportraits, auf Beerdigungen ist inzwischen keine Seltenheit mehr; unter dem Hashtag „funeral" finden sich bei Instagram sogar Bilder von aufgebahrten Toten. Man kann diese als extreme Randerscheinungen eines Aushandlungsprozesses betrachten, in dem neue Spielregeln und Ausdrucksformen ermittelt – und ausprobiert – werden. Allerdings gibt es narzisstische Inszenierung und Pietätlosigkeiten auch in der analogen Welt. So sieht auch Norbert Fischer von einer pauschalen Verurteilung digitalen Trauerns ab: „Für feste Regeln der digitalen Trauer ist der Bereich noch zu frisch." Werturteile über „richtiges" und „falsches" Trauern scheinen generell problematisch. Wie getrauert und auch wie gestorben wird – das sollte in der modernen Welt jedem selbst überlassen sein. Gerade dafür bietet das Netz, im Gegensatz zur bislang stark institutionalisierten und homogenisierten Friedhofskultur, die Rahmenbedingungen.

Tod im (digitalen) Alltag

Bezweifelt werden darf derweil, dass das digitale Zeitalter den alten philosophischen Gedanken realisiert, demzufolge das Leben erst eigentliche Form gewinnt, wenn ihm ein Bewusstsein des Todes gegenübersteht. Indem die Rituale des Netzalltages, wie Statusposts und das Teilen von *selfies*, auf das Trauern und den Tod übertragen werden, werden sie in eben diesen Alltag integriert. Damit passt sich aber der Tod auch in den gängigen Umgangskodex im *social web* ein – dessen kritisches Potenzial etwa durch die Kultur des „Likens" vermindert wird. Denkbar ist daher auch, dass die routinierte Selbstinszenierung eine Auseinandersetzung mit der Realität des Vergänglichen eher überblendet. Soll die Institutionalisierung der Trauer tatsächlich abgelöst werden, so müsste auch ein Hinterfragen solcher Automatismen einsetzen, auf deren Basis soziale Netzwerke wie Facebook derzeit funktionieren. Andernfalls würde der Tod vollends auf die Riten des digitalen Lebens reduziert und damit geleugnet werden.

Das Extrem einer solchen Leugnung zugunsten eines absolut gesetzten „digitalen Lebens" führt die US-amerikanische Firma *LifeNaut* vor Augen. Sie bietet schon jetzt die Entwicklung eines persönlichen Avatars an, der über den Tod hinaus mit der Nachwelt digital interagieren könnte. Umso deutlicher wird in dieser Wirklichkeit gewordenen Science-Fiction-Fantasie, dass mit dem Ausblenden des realen Todes auch das Leben nicht länger von einem binären Code zu unterscheiden ist. Sofern der menschliche Verstand diesen Unterschied aber weiterhin macht, wird er seinen Sinn wie stets im untrennbaren Widerspruch von Leben und Tod finden müssen – und im hinzugetretenen untrennbaren Widerspruch von analoger und digitaler Realität. □

Das fremde Gedicht

Krimis und Goethe zwischen Istanbul und Weimar

von David

Petros Markaris ist der unbestrittene Großmeister des Kriminalromans in Griechenland. Sein Kommissar Kostas Charitos ermittelt in den Vororten Athens, abseits touristischer Zentren, in einer Unterwelt, die mit derjenigen der griechischen Mythologie nur bedingt etwas zu tun hat. Seine 1995 gestartete Roman-Reihe umfasst bereits acht Bücher und feiert auch im deutsch- und französischsprachigen Raum große Erfolge.

Markaris selbst sieht sich als Grenzgänger zwischen den europäischen Kulturen. Für den gebürtigen Istanbuler eine Selbstverständlichkeit: 1937 kommt er in der türkischen Stadt als Sohn eines Armeniers und einer Griechin auf die Welt; auf den Straßen wird neben Türkisch, Griechisch, Armenisch auch Italienisch, Französisch und orientalisches Judenspanisch gesprochen. Markaris' Vater, ein Importunternehmer, schickt seinen Sohn 1949 auf ein deutschsprachiges Gymnasium. Zu Beginn des Wirtschaftswunders hatte er geglaubt, Deutsch würde zur internationalen Unternehmersprache avancieren und deshalb müsse sein Sohn Deutsch lernen, um die Firma zu übernehmen. „Er hat sich in beiden Fällen geirrt. Aber Deutsch habe ich trotzdem gelernt", schmunzelt der ehemalige Schüler.

In einer seiner vielen Heimaten – Griechenland – vermittelt Markaris bis heute die deutsche Kultur: Goethes *Faust I* und *II* hat er ins moderne Griechisch übertragen – eine Aufgabe, die selbst für den Weltbürger Markaris alles andere als leicht war. Ausgerechnet deutsche Lexika aus dem frühen 19. Jahrhundert halfen ihm weiter: „Man kann Goethe ohne Adelungs *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart* nicht übersetzen", weiß der Grieche zu berichten.

Markaris verfasst nicht nur international populäre Romane und schreibt Geschichten für mehrere TV-Krimiserien, er übersetzt auch Goethe und schreibt Drehbücher für Arthouse-Filme – für ihn kein Widerspruch, auch keine Vermittlung zwischen „ernster" und „populärer" Kultur, sondern geradezu zwingend notwendig. Mit vehementer Leidenschaft äußert er: „Literatur ist Literatur, Schreiben ist Schreiben. Ich kann und will diesen Unterschied zwischen ‚populär' und ‚gehoben' nicht akzeptieren!"

Für seine Verdienste als *Faust*-Übersetzer wurde Markaris 2013 die Goethe-Medaille in Weimar verliehen. Allerdings will er sich nicht auf eine Rolle als Vermittler zwischen Deutschland und Griechenland beschränken: „Ich bin mit vielen Kulturen und Sprachen aufgewachsen. Das war ein Segen für mich, ein großes Geschenk." Seine Autobiographie erhielt in der deutschen Übersetzung den passenden Untertitel *Ein Leben zwischen Athen, Wien und Istanbul*. Gerade dieses „zwischen" ist es, das Markaris den Antrieb zu seinem Schaffen gegeben hat. □

Mehr zu Petros Markaris erfahrt ihr in unserem Interview auf Seite 32!

Σπουδαστήριο
(απόσπασμα)

ΦΑΟΥΣΤ

Αν αδρανής ποτέ στην κλίνη μου ριχτώ,
Τότε, ας χαθώ την ίδια κείνη ώρα!
Μπορείς με γαλιφιές να με γελάσεις
Που να μ’ αρέσει ο δικος μου ο εαυτός,
Μπορείς να με τυλίξεις μ’ απολαύσεις –
Ας χαθεί τότε για μένα ο κόσμος!
Το χέρι σου!

ΜΕΦΙΣΤΟΦΕΛΗΣ

Κόλλα το!

ΦΑΟΥΣΤ

Το στοίχημά σου πάει!
Κι αν τύχει μια στιγμή να πω,
Μείνε! Η ύπαρξή σου με μεθάει!
Στα δεσμά σου τυλιγμένος ας βρεθώ,
Και η ψυχή μου στα τάρταρα ας πάει!
Τότε, πένθιμη καμπάνα ας ηχήσει,
Κι εσύ να πάψεις να μ’ υπηρετείς.
Το ρολόι ας σταθεί, ο δείκτης ας λυγίσει
Κι ας έρθει πια για μένα η ώρα της σιωπής!

Studierzimmer
(Auszug)

FAUST

Werd‘ ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen
So sei es gleich um mich getan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Dass ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuss betrügen:
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet‘ ich!

MEPHISTOPHELES

Topp!

FAUST

Und Schlag auf Schlag!
Werd‘ ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Ketten schlagen,
dann will ich gern zugrunde gehn!
Dann mag die Totenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Übersetzers.

Aus rechtlichen Gründen können die Gedichttexte nicht unter unserer üblichen Creative-Commons-Lizenz stehen.
Ihre Verbreitung oder Verarbeitung erfordert die schriftliche Genehmigung der Übersetzer.

„Ich hasste den Faust!“

Krimi-Autor und Goethe-Übersetzer Petros Markaris spricht über europäische Diversität, deutsch-griechische Vorurteile und seine Beziehung zum *Faust*.

***unique*: Was ist eigentlich Ihre Lieblingsstelle in Goethes *Faust*?**

Markaris: Es ist die Stelle, die mir geholfen hat, den *Faust* zu verstehen. Als ich den Übersetzungsauftrag bekam, konnte ich sechs Monate lang kein einziges Wort schreiben, weil ich keinen Weg in die Übersetzung gefunden habe. Auf einmal, als ich bei der zweiten Studierzimmerszene war, mit Mephisto und dem Studenten, las ich: „Encheiresin naturae nennt’s die Chemie, / Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.“ Ich habe es zigmal gelesen, und habe auf einmal gemerkt: Das ist doch der ganze Faust; das Ganze ist doch wirklich eine Operation der Natur; der Relation zwischen dem Ganzen und seinen Teilen – zwischen Geist und Buchstabe! Dadurch konnte ich das Werk verstehen, erklären, und deshalb konnte ich es übersetzen. Immer wieder lese ich diese Stelle.

Gerade die griechische Antike spielt ja im *Faust*, vor allem im zweiten Teil, eine große Rolle. Wie war Ihre erste Begegnung mit dem *Faust*-Stoff?

Ich habe *Faust* schon früh in meiner Jugend gelesen, weil ich ja ein deutschsprachiges Gymnasium besucht habe. Es ging mir so, wie anderen jungen Griechen: Sie hassten die Antike. Und ich hasste den *Faust*! Die Art und Weise, wie man das der Jugend beibringt, ist total falsch: diese Seriosität, die abstoßend wirkt auf die jungen Menschen. Erst als ich den Text wieder gelesen habe, professionell, um ihn zu übersetzen, habe ich entdeckt, wie komisch dieses Werk teilweise ist, was für eine Satire drinsteckt. Das war aber auch die Schwierigkeit: Diese Umschwünge vom Tragischen ins Komische. Aber wenn man dann mit der Übersetzung des zweiten Teils beginnt, erscheint einem der erste Teil fast als Kinderspiel.

In den deutschen Medien wird vermittelt, dass gerade eine stark antideutsche Stimmung in Griechenland vorherrscht. Nehmen Sie dies auch wahr?

Krisen sind immer eine Ursache für Vorurteile und Pauschalisierungen – und die existieren auf beiden Seiten. Man muss dann einen klaren Kopf bewahren und Klartext reden, damit die Leute verstehen, dass das falsch ist. Die Griechen sagen: „Die Deutschen haben an uns verdient, behandeln uns jetzt wie Müll und haben immer noch diese Nazi-Mentalität“ – nichts davon ist wahr; es ist eine fixe Idee. Die Deutschen sagen: „Die Griechen sind selbst schuld, weil sie korrupt und faul sind“ – damals wie heute eine Pauschalisierung. Die Fehler haben sie wirklich selbst zu verschulden, aber nicht, weil sie korrupt und faul sind. Es gibt viele Griechen, die sehr hart arbeiten.

Ihre Krimis befassen sich mit den sozialen und politischen Verhältnissen in Griechenland. Warum sind diese Bücher ausgerechnet in Deutschland so beliebt?

Seit Anfang der 1960er Jahre kommen viele Deutsche nach Griechenland und haben eine Schwäche für das kulturelle Erbe des Landes entwickelt, etwa für die Akropolis. Plötzlich bekommen sie einen Roman, der eine Realität beschreibt, die neben dem antiken Tempel liegt und die sie nicht kennen. Das hat natürlich das Interesse geweckt. Außerdem wird ein Autor besser verstanden, wenn er über seine eigenen Verhältnisse schreibt und Charaktere aus seinem Umfeld heraus entstehen lässt.

Sie bewegen sich wie ein waschechter Europäer zwischen Athen, Wien, Paris und Istanbul. Gibt es für Sie so etwas wie eine europäische Identität?

Es gibt keine europäische Identität, aber es gibt eine europäische Diversität der Kulturen, und wir müssen mehr leisten, um uns gegenseitig zu verstehen. Das Problem ist: Viele wollen diese Diversität nicht akzeptieren, und wie lebendig sie ist, weil wir in ökonomisch schwierigen Zeiten leben. Wir können nicht einheitlich handeln: Ein Italiener, ein Deutscher, ein Schwede und ein Grieche denken und reagieren nicht auf dieselbe Weise. Und diese Vielfalt sollte man schätzen; der Reichtum Europas ist doch diese Diversität, nicht die Einheitlichkeit!

Herr Markaris, wir danken Ihnen für das Gespräch.

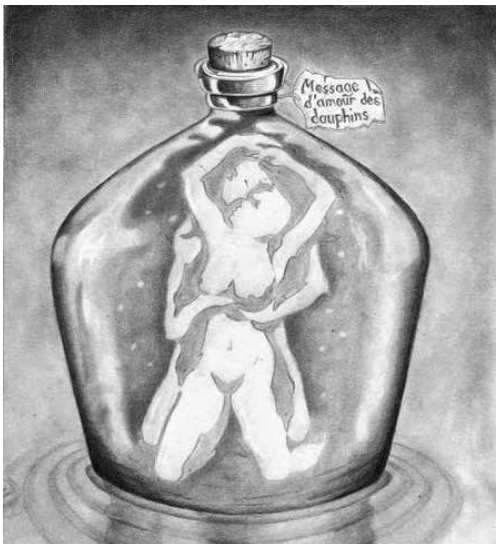
Das Interview führten David & Frank.

Kolumne

Tabu, oder: Über etwas sprechen, über das man nicht sprechen darf

von Thomas Honegger

James Cook, seines Zeichens Weltumsegler und Entdecker, brachte von seinen Reisen in die Südsee nicht nur Berichte über außergewöhnliche „große Hasen“ mit, welche die Eingeborenen ‚Kängurus’ nennen, sondern auch Beobachtungen über Bräuche unterschiedlicher Völker. Ein Erlebnis schien ihn besonders beeindruckt zu haben: die Weigerung einer Gruppe von Einheimischen etwas zu essen, das sie als ‚tapu’ bezeichneten. Wie wir heute wissen, bedeutet das Wort aus der Tonga-Sprache soviel wie ‚heilig’ bzw. ‚verboten’ und wurde im Englischen (wie auch im Deutschen und anderen europäischen Sprachen) als ‚Tabu/taboo’ etc. eingebürgert.



„Delphin-Liebesbotschaft“: Eine Gruppe Delphine und ein menschliches Paar beim „daten“.

Natürlich gab es schon vor Kapitän Cooks Südseereisen ein ähnliches Konzept in den europäischen Zivilisationen, aber erst die Spiegelung durch eine exotische (und somit vermeintlich fremde) Kultur schärfte den Blick für die eigenen „Tabuthemen“ – die meist mit Sexualität, Tod und den körperliche Funktionen in Verbindung stehen. Die historische Aufarbeitung des Themas gestaltet sich jedoch schwierig, da über Tabuthemen eben nicht gesprochen bzw. schon gar nicht geschrieben wird – und auch heute noch werden „Tabuwörter“ in der Druckversion gerne zensiert (‚f***’ oder ‚bl****’ sind beliebt) bzw. in vielen amerikanischen Fernsehsendungen „gepiept“ (d.h. das anstößige Wort wird durch einen Piepton ersetzt).

Bewusst gemieden, aber doch überall präsent, bildet die Kategorie der Tabuwörter beim Erlernen und Erforschen einer Sprache eine besondere Herausforderung. Die großen Wörterbücher haben erst in neuerer Zeit begonnen, die Tabuwörter aufzunehmen und die allermeisten Lehrbücher ignorieren sie – da man eben über solche Dinge nicht spricht. Diese Ausklammerung der Tabuthemen (und des damit einhergehenden Vokabulars) hat oftmals unerwartet peinliche Konsequenzen für den Studierenden – wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Ich erfuhr meine primäre „englische Sprachsozialisation“ im britischen Kulturkreis und dort erhielt ich auch meine „Tabu-Schulung“ – die mir jedoch für meine Zeit in Amerika wenig nützte. Durch den Kulturwechsel stand meine sprachliche Kompetenz anfänglich in einem krassen Missverhältnis zu meiner kulturellen Kompetenz. Dass ich nicht nach der ‚toilet’, sondern nach dem ‚bathroom’ fragen sollte, wusste ich gerade noch. Dass jedoch auch das ‚toilet paper’ ein Unwort war und durch ‚TP’ (ausgesprochen wie ‚tii-pii’) ersetzt werden musste und dass ‚cock’ (für ‚der Hahn’) überhaupt nicht geht, musste ich erst in der Fettnäpfchenschule lernen. Das Spannende dabei ist, dass sich gerade im Bereich der ‚Vermeidungsstrategien’ viel und schnell verändert. Euphemismen wie ‚TP’ nutzen sich ab und müssen durch neue Varianten ersetzt werden (z. B. ‚bathroom tissue’ – was vielleicht später einmal zu ‚BT’ abgekürzt werden wird).

Und immer wieder finden sich Personen in Situationen, in denen sie öffentlich über Tabuthemen sprechen müssen. So passiert in einer Gerichtsverhandlung in Kalifornien, der ich als Zuschauer beiwohnte. Der Richter wollte feststellen, ob der Kläger und die Beklagte zu einem gewissen Zeitpunkt noch intimen Kontakt hatten, konnte jedoch nicht gut fragen: „Did you still f*** each other at that time?“ Er nahm deshalb Zuflucht in einer Ad-hoc-Bedeutungserweiterung des Verbs ‚to date’ (‚mit jemandem Ausgehen’) und fragte: „Did you still ‘date’ each other at that time?“ – man konnte die ‚Anführungszeichen’ förmlich hören – worauf sich das entfremdete Paar anschaute, kurz überlegte und einstimmig antwortete: „No, we didn’t ‘date’ each other anymore at that time.“ Ein ‚date’ ist eben nicht immer nur ein ‚date’ und dieses Beispiel zeigt doch sehr schön, wie Sprecher immer wieder Möglichkeiten finden doch über Dinge zu sprechen, über die man eigentlich nicht sprechen darf... □

*Die sprachlichen Herausforderungen rund um ‚f***‘ und (den krähenden) ‚cock‘ analysierte Thomas Honegger, Professor für Anglistische Mediävistik an der FSU Jena.*

„Ich diene nur mir selbst und der Literatur“

Clemens Meyer, Autor von *Als wir träumten* und *Im Stein*, spricht über seine Heimat Leipzig, seine Studienzeit und die zwiespältige Konkurrenz unter Schriftstellern.

***unique*: Herr Meyer, Sie leben als berufstätiger Schriftsteller wahrscheinlich den Traum von Vielen, die schreiben. Wie war das Gefühl, den ersten Roman in den Buchhandlungen zu sehen?**
Meyer: Das war im Februar 2006, da hat sich mein Leben verändert. Es ist schon etwas Besonderes, wenn es plötzlich da steht in den Bibliotheken. Ich habe ja sehr lange an *Als wir träumten* gearbeitet, und wenn man es dann hat, schwarz auf weiß – und selbst wenn ich es jetzt Jahre später lese und immer noch dahinter stehe – dann merke ich, dass es mir immer noch sehr wichtig ist. 2006 war schon ein Wendepunkt in meinem Leben und jetzt, 2013: Vier Bücher, das war schon ein langer Weg.

Hat sich Ihr Leben in den letzten Jahren eigentlich verändert?
In Leipzig kann ich schon seit ein paar Jahren nicht mehr an allen Orten in Ruhe Kaffee trinken gehen. Allerdings bin ich Schriftsteller und kein Schauspieler, da ist man nicht permanent so medienpräsent. Aber na klar, je mehr Bücher man geschrieben hat, je mehr Aufmerksamkeit man bekommt, desto weniger Raum hat man fürs Private, das stimmt schon. Aber diese Rückzugsmöglichkeiten muss man sich einfach schaffen. Es gibt auch viele Orte, an denen man anonym sein kann.

Haben Sie in der Hinsicht je überlegt, Leipzig zu verlassen?
Nein, dafür bietet mir die Stadt zu viel. Und vor allem: Wo sollte ich denn sonst hin? Ich bin oft in Berlin – aus privaten Gründen. Aber dafür würde ich meine Zeit in Leipzig nicht aufgeben, dafür bedeutet mir die Stadt zu viel. Da nimmt man das in Kauf. In Leipzig geht das schon, was wohl auch daran liegt, dass nicht alle Leute Bücher lesen, oder die Zeitungen, in denen ich vorkomme. *(lacht)*

Welche Konsequenzen hatte die Nominierung zum Deutschen Buchpreis für Sie?
Im Herbst wird sowas besonders wahrgenommen. In der Öffentlichkeit und den Medien – es wird mit mehr Aufmerksamkeit betrachtet. Das ist natürlich Fluch und Segen zugleich. Durch so eine Nominierung wird ein Buch nicht schlechter oder besser, nur der Scheinwerfer wird ein bisschen gedreht. Aber man nimmt das natürlich gerne an.

Ihr Kollege Daniel Kehlmann meinte einmal, er möge das Konzept von Lesungen nicht. Wie stehen Sie dazu?
Ganz pragmatisch gesehen: Die Honorare, die man auf Lesungen bekommt, finanzieren einen nicht unwichtigen Teil des Lebensunterhalts als Autor. Kehlmann kann sich vielleicht leisten, das nicht zu machen, dabei veranstaltet er ja trotzdem Hunderte von Lesungen. Das ist natürlich nur Koketterie, die er da betreibt. Manchmal ist es wichtig, sich auch einem Publikum zu stellen. Es gibt Abende, da ist es anstrengend, es gibt Abende, die machen Spaß. Andererseits ist es auch nicht verkehrt: Man kommt rum in Deutschland. Es ist auch wichtig zu merken, dass das Buch noch frisch ist. Im Prinzip macht man ja auch nichts anderes, als dass man vorliest, was man geschrieben hat und vielleicht ein paar Fragen beantwortet. Mehr ist es doch nicht.

Inwieweit haben Sie von Ihrem Studium am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig profitiert?
Es war wichtig, dass ich Kontakt mit anderen Schriftstellern bekam, das hatte ich vorher nicht. In diesen Jahren *[1998 bis 2003, Anm. d. Red.]* habe ich mich intensiv mit Literatur beschäftigt, auch meiner eigenen. Die wurde dann im Seminar besprochen. Man muss als Schriftsteller einfach die Grenzen des Monologischen durchbrechen. Dieser autarke, abgeschot-

tete Raum existiert jedoch heute gar nicht mehr. Das Ganze barg für mich aber auch immer die Gefahr, dass sich gewisse Dynamiken entwickeln und man in Gruppenzwänge gerät. Ich habe es mit Vorsicht genossen, aber die für mich wichtigen Sachen mitgenommen.

Wie war es für Sie, bei diesen Textbesprechungen Kritik zu erhalten?
Gerade zu Anfang habe ich nicht so viele Texte eingereicht – Texte von denen ich heute sage: „Das waren Experimente oder Stilproben." Ich habe immer versucht, das konstruktiv zu sehen. Aber es gab auch Dinge, die ich nicht als konstruktiv betrachtet habe: von Seite eines Dozenten, einmal. Da habe ich das einfach abgehakt und mir gesagt: Soll er seine Meinung haben, ich gehe der Sache trotzdem weiter nach, statt dann auf eine andere Spur zu wechseln.

Sind Sie eigentlich ein disziplinierter Schreiber?
Wenn ich an einer Sache dran bin, dann arbeite ich jeden Tag, oder eher jede Nacht – meistens fang ich erst Mitternacht an. So war es auch bei *Im Stein*, da hab ich im Prinzip die letzten zwei Jahre permanent gearbeitet. Es findet dann auch kaum noch Privatleben statt. Das ist dann immer schwierig für die Leute, mit denen man zu tun hat. Bei mir müssen Bücher auch erst einmal reifen. Es ist nicht so, dass ich einfach drauf los schreibe. Ich muss viel recherchieren und danach muss ich die Ideen erst noch einmal überdenken. Aber das gehört für mich alles schon zum Schaffensprozess dazu. Wenn es dann endlich soweit ist, verbeiße ich mich total, obwohl ich dann auch immer ein paar Tage Pause brauche. Ob das diszipliniert ist, weiß ich nicht. Zumindest sehr akribisch.

Wofür oder für wen schreiben Sie?
So dumm das klingt: Man muss sich erst mal selbst genügen. Ich bin mein erster Leser. Ich hab *Im Stein* oder *Als wir träumten* geschrieben, weil es mich selbst begeistern würde, das zu lesen. Und ich versuche auch der Kunst und Literatur Genüge zu tun – mich einzureihen in den großen Kanon von Kollegen und Seelenverwandten; Schriftstellern, deren Bücher ich sehr bewundere. In diese Reihe möchte ich mich stellen. Wenn es dann noch erfolgreich ist: umso besser. An das Publikum versucht man dabei erst einmal nicht zu denken, sonst hätte ich z.B. *Im Stein* auch eingängiger und einfacher geschrieben. Ich diene nur, so blöd wie das klingt, mir selbst und der Literatur. Ich beschäftige mich ja permanent mit Literatur und versuche dann, mein eigenes Werk dort einzureihen.

Sie sprachen gerade von großen Kollegen, mit denen Sie sich in eine Reihe stellen wollen, erwähnen in Interviews auch immer wieder Hemingway als Inspiration. Wie viel lernt man dabei von „schlechter Literatur", also von Kollegen oder Werken, die einem in ihrer Machart eigentlich widerstreben?
Schwer zu sagen. Vor allem, weil ich die Sachen, die mich nicht interessieren, gar nicht lese oder zumindest nicht zu Ende lese. Ich schaue meistens nur auf mich. Es gibt sicher manche Sachen in der Gegenwartsliteratur, die mich nicht interessieren, etwa die letzten Büchner-Preisträgerinnen. Die machen halt ihres. Ich schaue lieber auf die Vorbilder. Negativvorbilder, das ist mir zu destruktiv. Ich umgebe mich lieber mit meinen Freunden als mit... „Feinde" will ich nicht sagen, die gibt's nicht.

Thema Freunde: Ist man in der deutschen Schriftstellerszene eigentlich miteinander befreundet oder sind das für Sie Konkurrenten?
Die Meisten sind für mich irgendwo schon Konkurrenten, muss ich zugeben. Aber es gibt eine Handvoll, mit denen ich auch befreundet bin. Zum Beispiel so jemand wie Zaimoglu *[Feridun Zaimoglu, Anm. d. Red.]* kann ich immer treffen und ein Bier trinken, auch wenn ich seine letzten Bücher nicht gelesen habe.

Weiß er das?
Weiß ich nicht. Ich glaube auch nicht, dass er meine letzten Bücher gelesen hat. Man hat so viel mit sich selbst zu tun, dass man das eh nicht schafft. Es gibt Kollegen, mit denen kann man sich einfach jenseits der Literatur treffen. Man schwatzt dann auch über Literatur, aber nicht über seine eigene. Es gibt vielleicht noch zwei, drei Schriftsteller, mit denen ich befreundet bin. Ansonsten sind das Kollegen, manchmal Konkurrenten – bei denen ich mir auch sage, obwohl das Quatsch ist und man das nicht soll: „Die nehmen mir mein Geld weg. Sie stehlen mir meinen Ruhm, meine Preise." Aber das ist auch immer ein bisschen Unfug, den ich für mich betreibe. Sie versuchen alle, über Wasser zu bleiben und machen ihr Zeug. Man darf sich da nicht aus der Ruhe bringen lassen.

Herr Meyer, wir danken Ihnen für das Gespräch.

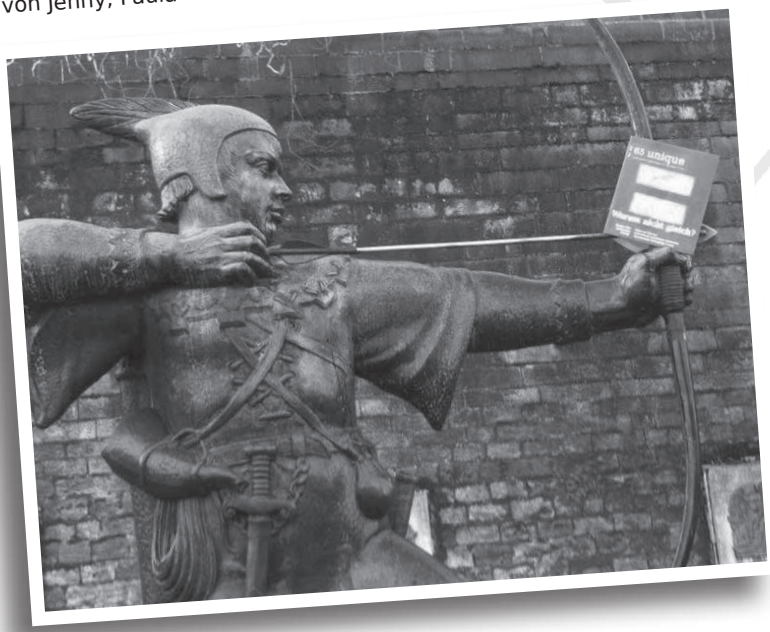
Das Gespräch führte Robert.

Clemens Meyer

wurde 1977 in Halle geboren, wuchs allerdings im industriell geprägten Leipziger Osten auf. Eben dort spielt sein 2006 erschienener Debütroman Als wir träumten, *der mit zahlreichen Preisen bedacht wurde; derzeit wird der Stoff von Andreas Dresen verfilmt.*

Grüße aus Nottingham!

von Jenny, Paula und Philipp



Übrigens:

Danke an alle Teilnehmer unserer *neugierique*-Verlosung. Gewonnen hat Lina Zambrano. Der Preis: ein Exemplar der in *unique* Nr. 65 besprochenen Grapic Novel „Auf den Spuren Rogers“ von Florent Silloray.

Impressum

Redaktionssitzungen immer donnerstags 18 Uhr im „Haus auf der Mauer“

Herausgeber:
UNIQUE e.V.
Johannisplatz 26
07743 Jena

E-Mail: redaktion@unique-online.de
Web: www.unique-online.de

Chefredaktion:
Frank Kaltofen (V.i.S.d.P.)

Chefin vom Dienst:
Carolin Krahl

Die *unique* ist Preisträger des Wettbewerbs „Aktiv für Demokratie und Toleranz” 2012 des Bündnisses für Demokratie und Toleranz – gegen Gewalt und Rechtsextremismus sowie des Wettbewerbs „Miteinander studieren in Thüringen“ 2012 des Thüringer Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur.

Dank an unsere Förderer:
Internationales Büro und Rektoramt der FSU sowie der Studierendenrat der EAH Jena

Ressortleiter:
Barbara Bushart (EinBlick)
David Leuenberger (WeitBlick)
Robert Sittner (LebensArt)
Juliane Baars (WortArt)

Redaktion:
Ahmed Desouky, Alexandra Ullrich, Anja Micheeva, Anne Stein, Annegret Gräfe (AnneG), Barbara Bushart (Babs), Belind Hajy (Makito), Carolin Krahl, David Leuenberger, Finja Wiebe, Frank Kaltofen, Juliane Baars (julibee), Lara Hartung, Lutz Granert (LuGr), Martin Repohl, Michaela Meißner (gouze), Rebecca Hadler (bexdeich), Robert Sittner, Zsófia Turóczy (Szaffi)

Diese Ausgabe wurde außerdem unterstützt von:
Ilze Polakova, Jasmin Elshamy, Dr. Katja Wezel, Prof. Dr. Thomas Honegger

Druck: Druckerei Schöpfel GmbH, Weimar
Auflage: 4.000 Exemplare
ISSN: 11612-2267, 14. Jahrgang
Satz & Layout: Frank Kaltofen, Michaela Meißner, Carolin Krahl
Bilder: Redaktion, insofern nicht anders angegeben
Onlinebetreuung: Patrick Mehner, Frank Kaltofen, Michaela Meißner

Bildnachweis | Copyrightvermerke:
Titelbild: Marvin David
Schnappschüsse S. 13 & S. 23: © Austen Spanka

Seite 4 (oben): © Maria Feck | Seite 5 (oben): © Andreas Rosenkranz | Seite 5 (Mitte): © Gaby Gerster | Seite 7 (oben): privat | Seite 8: Marcus Trämmler | Seite 12: © Maria Feck | Seite 18: privat | Seite 19 (links): Bundesarchiv, Bild 183-J16133 / CC-BY-SA | Seite 19 (rechts): Pablo Andrés Rivero / CC BY-NC-ND | Seite 22: privat | Seite 24: © Susanne Schüle | Seite 25: © Franquin & Editions Depuis Seite 27: © Andreas Rosenkranz | Seite 30: Regine Mosimann / © Diogenes Verlag | Seite 32: © Gaby Gerster

Die *unique* und all ihre Inhalte stehen, sofern nicht anders gekennzeichnet, unter einer Creative-Commons-Lizenz. Alle Inhalte dürfen weiterverbreitet werden, wenn der Autor genannt wird und die Texte bzw. Bilder nicht kommerziell genutzt werden.
Mehr Informationen unter:
creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht keine Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte Manuskripte finden leider keine Beachtung. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Dies gilt insbesondere für Gastbeiträge externer Autoren. Die Redaktion behält sich die Kürzung von Leserbriefen vor. Für den Inhalt von Anzeigen ist die Redaktion nicht verantwortlich.

11.04.2014 Erfurt Messe

19.07.2014 Weimar Weimarhallenpark
29.10.2014 Erfurt Messe

semmel concerts TICKETS: 0 18 06 / 57 00 99 (0,20 EUR/Anruf – Mobilfunkpreise max. 0,60 EUR/Anruf) • www.semmel.de

Große Köpfe für große Fragen

Jürgen **Habermas** · Saskia **Sassen** · Peter **Bofinger**
Seyla **Benhabib** · Jens **Reich** · Katajun **Amirpur**
Norman **Birnbaum** · Micha **Brumlik** · Rudolf **Hickel**
Claus **Leggewie** · Friedrich **Schorlemmer**

Dies sind nur 11 der 22 »Blätter«-Herausgeber.
Lernen Sie auch die anderen kennen –
und viele weitere kluge Köpfe.

Anzeige

Monat für Monat 128 Seiten mit Biss | Probeheft auf www.blaetter.de
oder telefonisch unter: 030/3088-3644

Anzeige

GIVE ME FIVE

Das Jugend+Studenten-Abo von Theater&Philharmonie Thüringen

5 Vorstellungen Deiner Wahl für nur 25,– Euro!*

Das Jugend+Studenten-Abo und alle Informationen erhältst Du im Besucherservice in Gera und Altenburg im Theater.

*Gilt nicht für Sonderveranstaltungen und Gastspiele

BÜHNEN DER STADT GERA
LANDESTHEATER ALTENBURG

www.tpthueringen.de